Anna Croissant-Rust.

Lebensstücke.

Ein Novellen- und Skizzenbuch.

München.
Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.
Separat-Conto.

Feierabend

und andere Münchener Geschichten.

Von Anna Croissant-Rust.

Preis Mk. 2.—.

Unsere moderne Litteratur hat bereits eine Reihe markanter weiblicher Charakterköpfe aufzuweisen. Marie Janitscheck, Hansson u. a. zeigen in ihren Werken das Ringen nach Eigenart und ausgeprägter Individualität; auf dem Gebiete der psychologischen Studie gelang ihnen zwar mancher Wurf, aber die große, gestaltende, souveraine Schöpferkraft blieb ihnen versagt. Und darum wird auch das vorliegende Werk, mit dem die Münchener Dichterin zum erstenmal in Buchform debutiert, alles in Schatten stellen, was die Frauen bislang in der modernen Litteratur geleistet — und setzen wir es gleich hinzu, auch einen großen Teil von dem, was unsere männlichen Naturalisten, Realisten und sonstige „isten" bis jetzt geschrieben. In Frau Croissant-Rust ist der modernen Prosadichtung eine, wir möchten fast sagen, elementare Kraft erstanden, denn die erste Erzählung des Buches „Feierabend" läßt sich nur mit den besten Werken Zolas vergleichen. Wir sagen vergleichen, denn in der Einfachheit der Mittel, mit denen Anna Croissant-Rust diese erschütternde Tragödie auf einem Münchener Neubau uns vor Augen führt, in der genauen Schilderung des Milieus, in der Charakterzeichnung, die von plastischer Schärfe und psychologischer Tiefe, ist sie dem Pariser Meister gleich, in einem aber überragt sie ihn: in dem poetischen Stimmungsgehalte ihres Werkes. Diese poetische Stimmung liegt wie ein feiner Duft auf allen Szenen dieser Tragödie des Elends, gleichsam wie eine poetische Gloriole der Armut. Der „Feierabend" ist ein Arbeiterroman im grandiosesten Sinne des Wortes und zugleich der erste Münchener Roman.

Von derselben Verfasserin erscheint demnächst:

Gedichte in Prosa.

Anna Croissant-Rust.

Lebensstücke.

Ein Novellen- und Skizzenbuch.

München.
Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.
Separat-Conto.

1893

Inhalt.

Der Freund.

Von dem großen Atelierfenster aus sah man über das Baumgeäste des Gartens über weite, gebleichte Wiesenstrecken weg den dünnen, violettbraunen Streifen Waldes, grämlich gekauert, dahinter eine niedrige Erhebung. Dort zog die Amper, und wenn es klar war, zeigte sich in verschwommenen Linien auf dem Hügel das Dachauer Schloß.

Frisch kam die Luft an Frühlings- und Frühsommertagen von der Ebene her und im Winter stießen die Stürme gegen das hochgelegene Fenster.

Heute trottete der Novemberwind in unruhigem Aerger am Hause vorbei. Wolkenfetzen, schneeschwer, drängten sich am Horizont, stauten sich über dem schmalen Waldstreifen und brüteten in der Ferne.

Ein paarmal zitterte ein Sonnenstreifen über die struppigen Wiesen, dann schlossen wieder Wolken wie Riesenmauern den zagen Sonnenblick ab und der Spätnachmittag sank in seine graue Grämlichkeit zurück.

Luise lag auf dem Divan, dem Fenster gegenüber.

Mit brutalem Strich schnitt der Rahmen die nickenden Bäume entzwei. Nur die oberen Aeste mit

windgeschütteltem Dürrlaub beugten sich vor ihr zornig hin und her.

Es fröstelte sie.

So trübe, traurig, farblos erschien ihr Alles.

So zum Ekel. Unwert, darüber zu denken.

Und doch ließen ihr die Gedanken keine Ruhe.

Der gestrige Abend!

Sie verachtete sich, daß sie immer wieder die Menschen suchte!

Nun auch noch das Gedicht, das so ganz zu der von gestern nachklingenden Stimmung paßte.

Mußte es ihr gerade heute in die Hände fallen!

Ah — — nichts, nichts mehr für sie.

Ein Stieren in die Zukunft.

Tot.

Aber nicht jene stumpfe Müdigkeit war's, die uns ruhen, spöttisch ruhen läßt, Ekel und Unrast lebten mit ihr und Selbstquälerei.

Ja, das Gedicht!

Das hatte nun wieder die ganze fiebernde Sucht nach Verstandenseinwollen in ihr wachgerufen. Die Sucht, die sie vor dem gestrigen Abend gefühlt — zitternd war sie hingegangen — —

Konnte man sie denn nie verstehen? —

Warum sie nur immer wieder glaubte? —

Lächerlich, wirklich lächerlich war's.

Kein Wunder, wenn die Andern — —

Luise sprang auf.

Sie wollte doch nicht liegen bleiben! Die Polster des Divans, dies Dehnen und Vergraben in die weichen Decken widerstrebte ihr.

Was wollte sie nun?

Ihre Gedanken gingen in buntem Wirbel, stürmten auf sie ein, hingen sich an sie —

Immer das alte Elend.

Liegt es an ihr?

Ist sie zu schwach?

Wie Wut kommt's über sie.

Stampfen hätte sie mögen.

Stampfen das gelbweiße Fell ihr zu Füßen, das sich so schmeichlerisch anschmiegte.

Wie sie das Alles haßte, heute in ihrer unruhigen Stimmung.

Die aufdringliche Weiche des Pelzes, die stetige, spöttische Wärme des Ateliers, dies Stillliegen auf den Polstern, dies Sichere, Bestimmte, Gefaßte, die Ruhe, Ueberlegenheit, das Wollen.

Wie Hohn dünkt's ihr.

Ja diese Ruhe, dies Dämmerige, Blinzelnde — Geräusch, Lärm, Stimmen, nur nicht dies Augenzudrücken und sie Beobachten im Atelier — —

Warum hatte sie gestern in der Gesellschaft Georg gebeten, zu kommen? So halb im Fieber, in ihrem Verlassenheitsgefühl, ihrer Schüttelangst, daß sie keinen mehr hätte, keinen.

Verstand sie denn einer? —

War sie wirr, krank?

Er, er verstand sie schon.

Aber viel besser wäre es gewesen, ihn heute nicht zu sehen.

Wenn er kam, mußte sie sprechen und Alles wieder durchleben, was der gestrige Abend wachgeschüttelt. Besser draußen im Novemberwind sein über den Wiesen bei den Wolken und auf den Schnee warten.

Das war für sie.

Die Natur!

Die Einzige, Reiche, Ueberreiche, die Große, Erbarmungslose, Harte und doch die Erbarmende, Verstehende. Die Trösterin. Die Trösterin? — —

Wenn sie draußen war, so kam's über sie wie Gier. Mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl war es gemischt.

Mit heimnehmen, es den Andern zeigen, sie fühlen lassen, wie sie gefühlt, sie schauen lernen —

Es endete mit einem brennenden Schmerz.

Die Natur versagte sich ihr.

Nichts mitnehmen, es nicht zu den Anderen tragen können, damit sie sehen, fühlen können wie sie. — — Eine Begierde war in ihr, Allen diese Schönheit zu offenbaren — —

Lag es an ihr, daß sie achtlos an ihren Bildern vorübergingen? Fehlte ihr das Können, die Kraft? die Form, die Ausdrucksweise? Nein, nein, nein, sie unterlag der Natur!

Und doch — wenn sie manchmal ihre Studien ansah, ihre fertigen Bilder, erschienen sie ihr nur so schönheits- und wahrheitsgesättigt, so trunken, nur weil sie ihre Stimmung mit hineintrug? — und die Andern ohne die Stimmung konnten nichts empfinden?

Sprach sie in einer Sprache, die keiner verstand?

In spöttischer Ruhe schauten sie alle auf sie nieder. —

So kalt, fremd auf einmal. Tot. Und das ganze stille, serieuse Atelier mit seinem heimtückischen Knisterfeuer.

So überlegen, sie so demütigend. Auch das unruhige Bild am Fenster that ihr weh. Dies viereckige, stets bewegte Stück aus der düstern, wartenden Natur herausgeschnitten vom Fensterrahmen und ihr hingehalten.

Das ganze Bild wollte sie, nackt, wahr.

Sie trat ans Fenster.

Ihre große Gestalt in dem dunklen, faltigen Sammtkleide erschien düsterer in dem schwermütigen Lichte.

Ein grauer verwischender Schimmer nahm ihrem Haare den Goldglanz, milderte die etwas harten Züge, vom Leben zu scharf ausgearbeitet.

Müde sahen die großen, grauen Augen aus, ernsthaft, verzweifelt, voll Gram in dem kriechenden Lichte. Zu der scharfen Form der Nase kontrastierte der etwas große, weiche Mund und das Kinn, das zu rundlich war.

Wie wenn die Natur ein stolzes, kraftvolles Menschenkind hätte schaffen wollen, um ihm durch eine Laune, einen Strich noch Weichheit und Zaghaftigkeit mit auf den Weg zu geben.

Draußen hatte sich die schwere Wolkenwand tief herabgesenkt. Der Wind setzte aus, starr, verzweifelt reckten sich die Lindenbäume mit dem Astgerippe in die Luft.

Die Natur gab ihr nichts heute, half ihr nicht in ihrem Schmerz, sie log ihr ein demütiges Unterliegen vor.

Nur Alles von sich wälzen können, es nie wieder durchfühlen müssen, vergessen — auch diese Naturgier — — doch es kam immer wieder. Es lag in ihr.

Mit halbgeschlossenen Augen ging Luise im Atelier auf und ab.

Einen Menschen jetzt, dem sie klagen kann, sie muß reden, — sie muß. Es drückt ihr das Herz ab in ihrer Einsamkeit, in dem Atelier, das sie haßt mit seinen Studien und Bildern, das von den Wänden herunter mit kalter Grausamkeit von ihren Seelenschmerzen redet.

Und wenn es eine Schwachheit ist — Georg! — — wenn er käme!

Noch nie hat sie den Freund, den einzigen Freund so ersehnt wie heute.

Helfen kann er ihr nicht, aber wenigstens dies Hin- und Herzerren von Gefühlen muß ein Ende

haben, dies Aufwühlen, dies Durchleben ihres ganzen harten Lebens.

Und reden muß sie können, reden, sich klar werden. Ueber Alles.

Klar werden!

Wie wenn es möglich wäre!

Dieselbe Geschichte, immer.

Aber reden, reden, davon reden.

Es thut weh, es zu verschließen.

Wissen, was es ist. —

Wenn er nur käme!

Immer unruhiger wird Luise. Ihre Schritte werden hastig — ruhlos wandert sie vom Fenster zur Thüre — —

Endlich! endlich! ein leises Klopfen, dreimal.

„Georg!“ wie Jubel war's und über ihr Gesicht leuchtete Erlösung. „Sie glauben nicht, wie ich Sie ersehnt habe!“ Seine beiden Hände nahm sie, zog ihn neben sich auf den Divan.

„O wie ich traurig war!“

Georg sah sie lange an. —

Seine Hände hatten gezittert, als Luise die seinen nahm und ein wildes Gefühl von Freude bäumte sich in ihm. Noch nie erschien sie ihm so weich. —

Wie sie ihn ersehnt hatte!

Aber jetzt, wo sie so ruhig neben ihm saß, die grauen Augen voll Trauer auf ihn gerichtet, beschlich ihn ein leiser Schmerz.

„Was ist's, liebe Freundin? Warum waren Sie traurig? Das alte Lied?"

Luise nickte.

Keines sprach.

Die knisternden Funken im Ofen sprangen und tastende Glutfinger zuckten über die bunte Divandecke, zogen sich zurück und huschten aufs neue darüber.

Ein Zurückweichen vor dem Aussprechen hatte plötzlich Luise erfaßt, eine Unlust, die Scham ihrer Schwäche. —

Und Georg fühlte, wie der tiefe Kummer, der diese Frau erfüllte, langsam auf ihn überschlich, ihn durchtränkte. So frisch war er gekommen aus dem rauhen Wind, so frisch und mutig von der Arbeit weg und so voll Sehnsucht, sie zu sehen — ein scheues Gefühl von Freude richtete sich in ihm auf, als er ihre leuchtenden Augen sah — — endlich, endlich! Und da kroch dies lähmende Schmerzgefühl an ihm hinauf, löschte die Freude, machte ihn schlaff — —

Plötzlich tauchte seine heutige Arbeit vor ihm auf. — —

Wie erschien sie ihm so anders, förmlich verhöhnt von der Stimmung im Atelier, zusammengeschrumpft, gekauert, ihn mit erloschenen Augen anstarrend — und der Plan zu seinem großen Roman — verwandelt Alles in der Umgebung dieser Frau. Wachte er erst hier, oder überkam ihn hier Schlaf?

Sah er erst hier richtig wahr?

Wie ihn dies Atelier überwältigte mit seiner großen, kühnen, fremden Sprache, mit der Sprache, die die Bilder, die Studien redeten!

Eine herrliche große Natur, die sich verzehrte, die gebrochen schien von der Unfähigkeit, sich ganz zu offenbaren.

Und wie mußte er diese Frau lieben!

Seit er sie zum erstenmal sah, mit einem Vergessen seiner selbst, mit Scheu fast. Bitterkeit war dabei und ein Zurückweichen. Dies ganz verzehrende Aufgehen in der Arbeit, dieser Kunstkultus stellte sich ihm entgegen. Es erschien ihm krankhaft, die Lebenslust fehlte, die ruhige Heiterkeit, die Liebe.

Sie vergaß das Weib.

Und daß ihm sein starkes, freudiges Schaffen doch klein erscheinen mußte bei ihr!

Trotzdem!

Was war es? — War sie mehr Künstler? — —

Dieser hochaufgerichtete Ernst!

Aber die Liebe fehlte, das Glück!

Sie besitzen!

Die krankhafte Empfindsamkeit ihrer Natur mildern, sie ruhig machen, ihr Lebensfreudigkeit, Glück geben, Liebe, Leidenschaft.

Sie war leidenschaftlich, voll heißen, unbewußten Lebensverlangens. — — Sie wecken. — —

Das Höchste mußte erstehen aus ihrer Vereinigung für sie, für ihn. — —

Nur dieser traurige, erfahrene, wache, lächelnde Ernst — wie sollte er — —

Georg wurde unruhig, bitter, ungeduldig, erregt. Immer bei ihr.

Und über Luise war plötzlich ein stolzes Zurückdrängen ihrer Sorgen gekommen. Sie konnte ihm jetzt nicht davon reden. Von Anderem. —

„Lesen Sie doch das Gedicht hier von Otto Julius Bierbaum. Heute morgen hat's mich so plötzlich in die Stimmung von gestern Abend zurückgeworfen, es ist auf den Ton gestimmt — — ja mein ganzes Leben hat den Grundton."

Nun mußte sie trotzdem reden. Es riß sie fort.

„Lesen Sie doch! — — oder ich will lesen — ich bin traurig geworden durch das Gedicht und doch — es ist wie verstehendes Streicheln über mein Haar, wenn ich leide, so wie sonst mein Mann gethan — — — aber hören Sie."

Mit leiser Stimme las Luise:

Thränen.

„Tief dunkel die Nacht.
„Ich gehe allein,
„Ich lausche dem Rauschen
„Des fallenden Regens,
„Ich höre den tiefen Athemzug
„Des Weltenganges . . . . .
„Mein Herz ist weh
„In dieser dunklen Nacht.
„Ich komme von Freunden,

„Die nach mir stießen
„Mit scharfen Zungen;
„Die mich beleidigten,
„Weil sie ein Lächeln logen,
„Ein laues Lippenlächeln, indeß ihr Herz
„Kalt war wie der Regen in dieser Nacht. —
„Kalt von den wipfelrauschenden Bäumen fällt
„Mir Tropfenschwere ins Gesicht,
„So hart und kalt wie mir ins Herz
„Die lügenharten Lächelworte fielen.
„Und tiefe, tiefe Sehnsucht schwillt,
„Und Thränen mischen sich dem kalten Naß,
„Heiße Thränen — — — —
— — — — — — — — — —

Luise konnte nicht weiter reden.

Immer der Schmerz, dies Wühlen und Selbstpeinigen.

Das hielt ihn ab, das drängte die Liebe bei ihr zurück, ertötete sie.

Er wußte nichts zu sagen.

So unfrei kam sich Georg vor, so gezwungen. —

Kein Wort fand er und doch quoll ihm das Mitleid in der Kehle und er haßte dies Mitleid, diese Schwäche. —

Mit einer brüsken Bewegung, die ihm sonst fremd war, nahm Georg das Buch von Luise und las noch einmal.

Wie Georg so da saß, halb zurückgelehnt in die Polster, die Augen gesenkt, mit unruhigen, nervösen Fingern den Bart zerteilend, erwachte in Luise die Künstlerin. Einen Moment nur.

So möchte sie ihn malen.

Mit dem vollen Mund, der von unterdrückter Leidenschaft sprach, mit den feinen, sensitiven, vibrierenden Nasenflügeln, der harten, energischen Nase und dem breiten Kinn, das in der Lage, so gegen die Brust gedrückt, etwas Tyrannisches hatte, und die Augen gesenkt. Ja die Augen!

Wenn er die nicht hob. Diese tastenden, unsicheren Kinderaugen. Aber sie wurden sicher, scharf, dunkelblau im Schmerz, im Zorn.

So liebte sie seine Augen.

Wenn sie ihn malen würde!

Niemand würde ihn kennen. Alle würden sie schreien: „Wo ist denn unser Poet mit den heiteren, den traurigen Kinderaugen, seinem Gemüt, seinem weichen Herzen? Dieser ist ein Grämling, ein Verdüsterter.“ —

Sie wußte es. Gerade wie immer. „Der Poet!“ Sie mußte lachen.

O diese Verständigen, diese Grübelnden, diese Sorglosen, diese Denkfaulen, diese Teilnahmsvollen, wie sie ihre spitzen Finger in ihr Herz bohrten!

Und ihr Mann, würde er nicht auch den Kopf schütteln und bitter lächeln?

Anklagend, vorwurfsvoll!

Nur immer weiter, weiter weg von ihm. Wie's wieder auf sie zukam, düster, schwarz — — jetzt mußte sie reden. Georg mußte helfen — —.

Er war aufgesprungen und ans Fenster getreten, mit dem Rücken gegen das Licht, immer noch das Buch in Händen.

Er ertrug's nimmer, neben ihr zu sitzen und ihren Kummer mitzufühlen. Das macht ihn immer schwächer. Jetzt mußte sie sich aussprechen, sollten diese Quälereien ein Ende nehmen.

Was war's?

Nicht die Gesellschaft, nicht das Gedicht, das waren nur Töne, die die andern Töne vibrieren machten.

„Wozu sind Sie denn gestern wieder in die Gesellschaft gegangen?" fragte Georg kurz, barsch klang es.

Luise sah ihn an. „Ja so, die Gesellschaft. Sie haben recht. Die lügenharten Lächelworte. — Ich meine eben Menschen zu finden, so wie ich Sie damals fand. Die alte, alberne Hoffnung. Man kommt nicht über sich weg. Auch ein Stück Idealismus, dies. Nicht allein die Gesellschaft ist's, dies geistige, schamlose Herumtasten, dies auf der Lauerliegen gegenseitig, das mich so bedrückt, nein, es hat mir nur meine Vereinsamung, mein Kämpfen und Ringen wachgerufen.

Eine solche ekle Bitterkeit bleibt mir vor all den persönlichen Interessen, dem hohlen Bewunderungskultus, der Atmosphäre bewußter Lüge und Täuschung, den aufgeblähten, überlegenen, hochgehobenen Nasen — —

Wie eine Närrin müssen die mich anschauen, wenn ich einmal spreche, mitleidig, voll Erstaunen, spöttisch.

Dann packt's mich auch gleich wie Fieber, ich spüre, wie der Hohn, die kalte, nüchterne Ueberlegenheit an an mir hinaufkriechen und mich verstummen machen. Die Kraft fehlt mir, das im Zaumehalten, so schweige ich. — —

Daß ich mich über sie stellen könnte, brutal sein! Daß ich nicht mehr nach ihnen schreien müßte, daß mir der wahnsinnige Gedanke verginge, ich hätte denen was zu geben! Und die, die mit mir arbeiten, hätten ihnen auch zu geben und kämpften mit all den Dummheiten wie ich!

Dummheiten! — Sehen Sie, Georg, das will ich aus mir bringen, und es klebt doch immer wieder. Es drängt mich zu suchen und ich finde die alten Enttäuschungen. Ich brauche die Menschen, mich verlangts nach ihnen und ich meine, ich müsse auch für sie schaffen. Aber ich zittere vor ihnen, sie sind meine Feinde, mir überlegen. Vor jedem harten Verstand zittere ich, der kann mich überrumpeln, mich blöde machen, daß ich mich beuge. Ich hasse die Menschen, die mir mit ihrem lauernden, höhnischen Eisverstande gegenübersitzen wie mit einer dritten Person, die meine Eigenschaften abwägt und meine Blößen aufstöbert, während die zweite mit mir spricht."

Hastig hatte Luise geredet und heftig. Mit einem Gefühl, als ersticke sie etwas, was ihr eklig und bitter vorkam.

„Sie sind stark, Luise, wenn Sie allein sind. Bei

andern sind Sie zaghaft, überempfindlich, unfrei. Sie fühlen, daß Sie um Verständnis betteln, nicht laut, meine ich. — Ich kenne das."

„Ja wohl bettle ich. Aber dieser Schrei des Künstlers wird nie gehört, nie. — Wie sollen sie auch hören? Ich finde den Ton nicht für sie. Ich sage etwas was nur ich fühle, was die nie fühlen. Können die wissen, wie es mich durchdringt, mein ganzes Wesen erfüllt, wie mein Wollen sich reckt, — da flüchte ich zur Natur. Die Natur!

Wesen ist sie für mich, denkt, fühlt, nimmt mich gefangen, wie nie ein Mensch es gethan — — und ich lebe in dem stolzen Gefühl, daß sie Leben hat, Fühlen, Denken durch mich — dann wird sie für mich das heißgeliebte Wesen, das von mir zurückweicht, das meine Hingabe flieht. Das kalt wird, höhnisch, grausam und mich doch überwältigt. Dieser Schmerz des Schauens, diese endlose, zitternde Genußgier, die mich ermatten läßt — da möchte ich ihre Schönheit und kalte Uebermacht fliehen — —

Fliehen, um die Wonne und den Kampf aufs neue zu beginnen.

Das sind die Stunden, wo ich nach Menschen schreie, wo ich fürchte, an mir zu Grund zu gehen.

O dies Sichganzgebenwollen, Sichganzgebenmüssen, dies peinigende Ringen und der Schmerz der Arbeit! Und dabei dies Drängen, zu horchen, ob nicht leise, ganz leise eine Saite mitklingt. — — Sehen Sie,

das ist es, was mich zu den Menschen getrieben, und das ist es, was ich aus dem Gedicht „Thränen" gelesen. Deswegen hats mich erschüttert."

„Sie glauben doch nicht etwa, daß sich die Leute um das Ringen des Künstlers kümmern? Was wissen die von seinen Seelenschmerzen?" unterbrach sie Georg, und seine großen Augen wurden dunkel und hart im Zorn.

„Nicht das materielle Elend ist's. Das sind keine Leiden gegen die der Seele. Wie wir gequält sind von tausend Kleinigkeiten, wie uns jedes Mißlingen der Arbeit beugt, wie uns der geringste Zwang unfähig macht, zu schaffen, wie wir Zeit, Zeit vertrödeln müssen mit albernen Menschen und können uns doch nicht frei machen und müssen uns noch hassen wegen der Schwächen, die in uns stecken, die Pietät, die Rücksichten, die Dankbarkeit, das Mitleid. Wir eifern dagegen, aber wir können sie nie ganz abschütteln, nie.

Und auch die Sucht nach Verstandenseinwollen. Das hat mit der Eitelkeit nichts zu thun, wie die Menge meint. Fragen Sie nur Einen aus ihr, Luise, er heißt Sie bei sich eine eitle Närrin. — Auch sind Sie eine Frau. Nicht leicht wird Ihnen jemand andere Motive zutrauen, als die der Eitelkeit, der Gefallsucht, der Reklame, der Gier des Genanntseinwollens, — die meisten Frauen sind so."

„Wie ich meinen Weg ging, wissen Sie, Georg. Mit mir waren Frauen, die ernsthaft arbeiteten, wie

Männer. Nein, nicht alle Frauen sind so. Namentlich nicht im ersten Stadium der Arbeit.

Da ist ihnen wirklich zu Mut um ehrliche Begeisterung. Wir entbehrten, trugen Enttäuschungen und Sorgen. O was hatten wir Mut. Wie arbeiteten, strebten wir. Lange Zeit gemeinsam. Dann fand ich sie plötzlich nimmer, sah sie verändert, und da ging ich.

Nicht daß die Andern den Ernst nicht hatten — —

Aber ich mußte von ihnen, das Gemeinsame war vorbei.

Freilich, sie wunderten sich über mich, zuckten die Achseln und wußten nicht, wohin ich wollte. Sie meinten, ich ginge abwärts.

Lustig war das nicht, ich hatte gemeint, sie begriffen es. Ich war noch jung und wurde nun scheu und verschlossen. Meine Natur versteckte sich und es ist mir jetzt oft noch schwer, sie hervorzuholen."

„Ich glaube auch, Sie haben vor dem Studium lange Zeit sich selbst vergessen."

Luise nickte nachdenklich.

„Ja ich machte mich fast wesenlos, vergaß mich, nur die Dinge außer mir wirkten auf mich. Ich bin lange nicht fertig geworden mit mir und habe immer noch damit zu thun, mich aus mir zu schälen.

Kindisch war mein Enthusiasmus, meine Ueberschätzung Anderer, mein Selbstgefühl war noch nicht erwacht, ich fühlte mich gedrückt. Glücklich, frei war ich nur, wenn ich mich in die Natur vergraben konnte.

Ich ahnte ihre Seele, als das Höchste erschien mir die Natur wiederzugeben, durchtränkt von meinem Sein, erfüllt von meinem Wesen.

Das war die Zeit meines reinsten Glückes, voll Begeisterung.

Allein, sagte ich, ging ich weiter.

Ja ich ertrug Not und kleinliche, nörgelnde Verhältnisse, weil das Eine in mir groß war.

Es mußte ja kommen. Ich mußte Menschen finden, mit derselben, ich möchte sagen ekstatischen, Begeisterung. Gelauscht habe ich, gewartet, Jahre lang. Wie wollt's in mir jauchzen, schüchtern, bettelnd, wenn ich glaubte, dieselbe Stimme wie in mir in eines andern Menschen Herz tönen zu hören.

Aber mein Weg blieb einsam.

Ich fing an, zu leiden von den Menschen und doch zwang's mich, sie zu suchen. Da waren meine ersten Täuschungen, meine ersten schmählich schmerzlichen Niederlagen.

Die Frauen, die Frauen vor Allen!

Wie ein Kind kam ich zu ihnen mit offenem, reichem, überquellendem Herzen. Sie taxierten mich, schätzten mich ab — — eine zeitlang war ich ein kleiner Genosse, der vielleicht wachsen konnte — — sie führten mich und ich küßte ihnen in überschwänglichem Dank die Hände.

Wie gerne, wie tapfer ging ich mit.

Wie glaubte ich an sie! —

So voll Scheu vor allem Großen war ich, und voll Mut und Reichtum! Da war schon Hohn in ihrer Stimme und Ueberlegenheit. Derselbe Hohn, dieselbe Ueberlegenheit, die mir heute noch den Hals zuschnüren, wenn ich sprechen will, die mich unterliegen machen.

Sie waren nicht wie ich. Ich mußte von ihnen gehen. Wie ich fort war, sah ich sie erst, weil ich nicht mehr in Enthusiasmus vor ihnen kniete und ihnen die Hände küßte, es war eine bittere, ätzende Erkenntnis. Ich liebte diese Frauen, sie waren mir überlegen an Verstand und Weltkenntnis. Ich hatte gearbeitet mit ihnen, von ihnen gelernt, und es that mir weh, mich wegzuwenden, eben weil ich gelernt hatte, können Sie das fühlen, Georg?“

Luise sprach leise, mit vorgebeugtem Oberkörper saß sie auf dem Divan.

„Ich verstehe sie nicht mehr, so ging man über mich weg, so wurde ich leichtfertig eingesargt mit meinem heißen Streben und ehrlichen Ringen, mit den Händen, die geben wollten — — kann man denn nicht warten, warten bis zur Klärung, muß man sich gleich mit einem großen, verblüffenden Kunstwerk dokumentieren?

Das ist doch nichts, was so langsam und schwer von der Seele bröckelt! Da sehen sie doch die Entwicklung nicht!

Wie ist das alles so häßlich und warum rede ich heute von all den Sachen zu Ihnen?“

„Sie fühlen, daß ich das kenne und selbst durchlebte, Luise. Die Frauen, die geben, helfen. Diese schillernden Egoisten, die sich selbst damit kajolieren, diese Scheinwesen mit der Gloriole der Begeisterung und dem ausgestreckten Schuldschein!

Etwas muß geopfert werden!

Ueberhaupt die Gönner. Diese Dankbarkeit, die geheischt wird, die Einen erdrückt, dies Gefühl, daß man etwas von uns erwartet, quasi eine Abschlagszahlung. Eine vollwertige Arbeit. Eine Genugthuung dafür, daß sie Einem entdeckt. Sie spüren, sie beobachten, halten den Atem an — — arbeitet er jetzt? — Was hat er schon gethan? — Her damit! Mir gebührt's, ich habe geholfen.

Das war auch mein Anfang. Soll man da arbeiten können, als freier Künstler? Ja, freie Entwicklung und kontrollierende Augen!

Dahin, dahin, nicht dorthin, mein Lieber, wohin willst du uns denn marschieren? Und dabei noch einen Eselspack um den andern tragen müssen, drückend schwer. Die Anhänglichkeit, das fest eingegrabene Gefühl des Dankenmüssens, die Scham vor einem brüsken Bruch, all die entsetzlichen Tugenden, die man knirschend lernen muß, zu überwinden!

Schmähliches Los eines armen Künstlers, der sich nicht verkaufen will, der stolz ist und dem im Anfang immer noch ein kleiner Vorwurf bleibt — —

Sie sagten vorhin, es hätte Ihnen weh gethan,

von Ihren Freunden zu gehen, weil Sie von Ihnen lernten — — ja! auch wenn man nicht anders handeln kann. Die Frage kommt doch und quält: Werden sie mich verstehen, werden sie erkennen, daß ich so gehen muß? Daß ich gewachsen bin, daß ich mich nicht zwingen kann, Gemeinschaft zu heucheln, und daß meine Entwicklung ein Losreißen bedingt? Ohne Zweifel macht ein Mißverstehen dann bitter, lähmt selbst die Arbeitskraft. „Natürlich, er braucht uns nimmer," — oder — „kann man sich so täuschen?" — — Im Anfang quälte es mich. Auch der wirklichen, schuldigen Dankbarkeit halber, die unausgesprochen bleiben muß. Dann wurde ich hart. Ich mußte ja so arbeiten. Ich überwand und vergaß. Nur manchmal denke ich daran. So wie heute. Wo Sie davon reden. Sehen Sie, Luise, auch ich habe geistig empfangen von jenen, aber so schwer wurde mir das Loslösen nicht wie Ihnen."

Georg war nachdenklich geworden.

Unangenehm fast berührt durch das übertrieben weiche Gefühl Luisens und auch verstimmt durch die Erinnerung an seine abhängige Zeit. Es hatte etwas Demütigendes.

Ueberrascht schaute er auf, als ihm Luise plötzlich näher trat.

Heftig faßte sie seinen Arm.

„Jawohl, Sie hatten geistig empfangen, Sie mußten wohl in lebenslänglicher dankbarer Sklaverei

bleiben? Eine gemeine Tugend. Eine Schande für den Begehrenden.

Die Hilfe thut nichts, wenn es nicht in uns steckt. Daß Sie zufällig entdeckt wurden und man Sie aufzupäppeln glaubte? Ihnen war von Anfang an ein anderer Weg bestimmt, der führte weg von der Straße der Andern. Nur ein zufälliger, äußerer Anlaß war diese Entdeckung, dies Finden. Vielleicht verspätet, aber sicher wären Sie doch dahin gekommen, wo Sie heute sind. Die haben keinen Teil daran, hören Sie? Das war nun der erste Anstoß, ah, was sage ich, ein Hemmnis war es, ja das war es, denn Sie standen eine Zeit lang unter der Suggestion der Finder, der Entdecker, ich sah es aus Ihren ersten Arbeiten. Sie mußten den Weg wieder zurücklaufen. Sie sind doch kein Spiegel, der nur reflektiert? Es entzünden sich neue Funken, wenn ein Bild sich spiegelt. Sie sind eine schöpferische Natur — oder?" —

Mit Heftigkeit war das Erste gesprochen. Georg war überzeugt, daß Luise noch an den Gefühlen krankte, und weil ihr Stolz dies Kranken haßte. Das Zweite sprach sie leiser, ängstlich.

Das war's. Sie zitterte, daß er kein Künstler sei wie sie.

Sie erfaßte ihn nicht.

Wenn er bei ihr war, packten auch ihn die Zweifel und ertöteten seine Arbeitsfreudigkeit und Frische. Da konnte er schwach werden bis zur Selbstbemitleidung,

grüblerisch, ganz plötzlich aus der vollsten sieghaften Zuversicht heraus. Aber die Erkenntnis ihres starren Wollens riß auch ihn wieder aus der Hingabe an den anschleichenden ertötenden Gedanken seiner künstlerischen Unfähigkeit.

Sein künstlerisches Wollen war dem ihren gleich. Gleich mächtig, gleich zäh. Er sollte sich vor dem Weibe schämen? Sich von ihrem krankhaften Ernst das nehmen lassen, was sie nicht besaß, die künstlerische Heiterkeit, das Darüberstehen? Sich anstecken lassen? —

„Ob ich eine schöpferische Natur bin? Ich kenne niemanden, der diese hohen, reinen, ich möchte sagen unmöglichen, keuschen Anforderungen an den Künstler stellt, wie Sie, Luise. Wenn ich mir Ihr Schaffen denke und das meine! Diese schmerzliche Arbeit, dies Ringen, Ihren förmlichen Kampf mit der Natur, diesen Schönheitskultus, Ihre Furcht vor der Natur, die Scheu und zugleich die Leidenschaft und fast widerstrebende vollständige Hingabe. Sie saugen sich fest, gehen darin auf, vergessen Alles, Alles! Das ist nicht so bei mir.

Diesen Schmerz des Gebenmüssens empfand ich nie, auch nie das vollständige Vergessen des Lebens, des Genusses. Eine schmerzlich süße Unruhe, ja. Aber dann wird mein Schaffen freudige Erregung, wenn sich das bunte Bild, das quälende, endlich, endlich gestaltet. Ein Rausch ist's, höchste Befriedigung, Erlösung.

So war es wenigstens früher. Seit ich Sie

kenne, ist das wohl anders geworden. Unruhe und fieberhafte Hast sind über mich gekommen. Zweifel packen mich, ob ich ganz ehrlich arbeite, mein Höchstes einsetze. Nächte durch arbeite ich, zittere ich, Ihnen alles zu zeigen — und wenn ich komme — so wie heute — — Sie machen mich irre an mir, — ich muß immer an Sie — —"

Georg hatte sich umgewendet, die Erregung übermannte ihn. Nun kam er sich schwach vor, gedemütigt vor Luise. Zugleich strömte durch die Nähe ihres Körpers ein solcher Reiz auf ihn aus — nicht zu ertragen — er mußte sie an sich reißen. Alles vergessen, Kummer, Kämpfe, die Kunst, nur das Weib, das Weib! Er schrie nach ihr.

Sie sah den Freund.

Und in den graulich weißen, breiten Schneewehen, die stoßweise draußen über die Wiesen jagten, tauchten ihm die verzehrenden, beglückenden, heißen Gaukelspiele seiner einsamen Nächte auf, so klar, so greifbar, so nahe, daß er stöhnte, daß er vergaß, wo er war, vergaß, daß das Weib an seiner Seite stand. Das Weib, das er begehrte.

„Also auch Sie mache ich leiden? Habe ich auch noch das Unglück, nichts zu geben, nur zu nehmen?"

Georg hatte sie nicht gehört. Oder erst nach längerer Zeit, von fern herkommend, hatte er die Worte, gleichsam stehen geblieben, erstarrt in dem großen Atelier, gefunden.

Etwas darin verletzte ihn.

War's Ueberlegenheit, Verachtung?

Nicht in den Worten, im Ton lag's. Er antwortete nicht, rührte sich nicht, als Luise mit langsamem Schritt vom Fenster weg zum Divan ging und sich setzte. Förmlich schmerzhaft berührte ihn das dünne, spitze, ein wenig knarrende Geräusch ihrer Stiefel, er mußte ihre Tritte verfolgen über den Teppich, durch die Länge des Ateliers und begleitete jedes neue Auftreten mit einem kaum merklichen Zucken des Kopfes. Endlich das Fell vor dem Divan — ein kurzes Zaudern — er fühlte, daß sie erstaunt, fragend nach ihm sah, er fühlte, wußte es, aber es lag nicht in seiner Macht, sich umzudrehen. Er stand und starrte auf die Schneewehen draußen, stumpf jetzt.

Aber er hörte, was Luise sprach.

„Es wird Ihnen gehen, wie den wenigen anderen Menschen, mit denen ich je näher verkehrt. Ich habe ihnen Leid gebracht, oder sie konnten meine Natur nicht ertragen.

Ist es so Georg? —

Sie schweigen? — —! —"

Sie war aufgestanden, sie wollte gegen ihn, gegen das Fenster, er fühlte, daß diese Frau plötzlich unsicher wurde, etwas in ihm aufsteigen sah, was sie nie gesehen an ihm — —

„Ja! — Sie schweigen.

Ich habe Ihnen also genommen, und nichts gegeben. Meine unselige Natur, starr, hart. Sie haben mich Alle eine kleine Weile nur gern, und dann gehen sie von mir, Alle."

Luise fühlte eine eigentümliche Befangenheit, die sich bis zur Scheu steigerte. Was hatte der Mann? wie ein Fremder war er ihr.

Brütend. — Hatte sie ihn unglücklich gemacht?

Und sie glaubte ihm zu helfen, künstlerisch zu helfen.

Was war er ihr, ein treuer Freund, ein ehrlicher Kamerad gewesen, wie hatte sie ihn gern.

Wenn er nun auch von ihr ging — sie zitterte. Wegen sich.

Hatte sie ihn vertrieben, weil er sie kalt, egoistisch finden mußte? So lange mußte sie ihre Natur verschließen, daß sie ganz scheu und verkrüppelt wurde; daß sie sich selbst nicht zu kennen getraute — und nun war auf einmal dies Grübeln über sie gekommen, dies Horchen nach sich, ganz kurz erst dies Anspornen, darüber zu reden, mit ihm zu reden — — hatte sie an ihn gedacht? An seine Sorgen? Kannte sie ihn? — Es that ihr weh, daß sie nein sagen mußte.

Aber sie konnte jetzt auch nicht anders sein. Immer, auch wenn ihr die Erkenntnis kam, kam der Trotz, das Erstarren. Nicht die Fähigkeit eines warmen Wortes, kein Händedruck, kein bittender Blick. Sie fühlte sich wie gelähmt, in einem Bann zugleich stahl sich langsam der Haß an ihr hinauf, der Haß gegen

die Personen, die diese Lähmung hervorbrachten. Auch er — — Georg — —

Sie wollte ihn rufen, ihn bitten. Scham, Aerger, Trotz stiegen in ihr auf.

Was hatte sie gethan?

Mit ihren egoistischen Klagen den Mann von sich getrieben?

Warum ordnete er sich ihrem Schmerz unter, warum widerstand er nicht? Sie haßte ihn. —

Nein, nein, sich haßte sie. Sie war schuld, sie, — sie.

Immer dasselbe.

Gerade wie mit ihm. Mit ihrem Manne.

„Ging Ihr Mann auch deswegen von Ihnen, Luise? —“

Georg hatte laut gefragt, in eigentümlich klanglosem Ton.

Ein prickelnder Reiz war in ihm aufgestiegen, dieses Weib zu quälen. Er hätte nicht antworten können auf ihre Fragen vorhin.

Wie eine Andere erschien sie ihm. Er hatte kein Mitgefühl für sie, sie war grausam, sie lud ihm allen Kummer auf, er wurde alt, grau, alle Fröhlichkeit stahl sich von ihm — sie bestahl ihn!

Ja das that sie, und er konnte sich nicht wehren. Sie war krank und sie machte ihn krank. Seine ganze Jugend versank vor ihm, seine Arbeitskraft, seine

Arbeitsliebe, — welk war er, und das war die Schuld jener Frau.

Er hörte sie nicht mehr sprechen, so überwältigte ihn der Gedanke an ihre Schuld,

Auf sie zustürzen und sie still machen. Sie sollte nimmer reden, er konnte sie nicht hören.

Dabei sagten seine stieren Gedanken immer wieder: „Der viele Schnee, der viele Schnee“, und seine Augen irrten auf den weißen Wiesen, die ihm endlos erschienen. — —

Er beruhigte sich nach und nach. Er hörte sie wieder sprechen, aber der Reiz, sie zu quälen, war immer noch da und er fragte abermals:

„Ging Ihr Mann auch deswegen von Ihnen, Luise?“

Nie hatte sie ihm von ihrer Ehe erzählt.

Plötzlich fühlte er ihren Kummer, langsam, langsam drehte er sich um. Brutal war er! — Seine unsicheren Augen trauten sich nicht, Luise zu finden. In grauen Dämmerschleiern, weit fern von ihm sah er sie endlich und ihre Stimme klang wie aus einem andern Raume.

„Ja.“

Und dies „ja“ hörte er fort und fort.

Er konnte es ihr nicht sagen, wie es ihm leid thue, vor ihr niederknieen, schluchzen —

Was war mit ihm? War er ein Anderer?

Herrisch zuerst, dann zag, schwach, wehmütig, weibisch in den Stimmungen — —

Und nur bei ihr.

Gerade dies Weibische, das nur sie bei ihm hervorbrachte, hielt ihn ab, sie zu nehmen. Sie war das Weib für ihn.

Aber sie, sie baute immerfort ihren Kummer, ihre Traurigkeit auf als Mauer zwischen sich und der Liebe.

Sie sah ihn nicht, sah nicht die Liebe.

Nur sich, nur in sich.

Das mußte ein Ende haben. Zum Teufel mit all den Empfindungen! Sie waren nicht sein, er schüttelte sie ab, wenn er draußen war.

Frisch war er wieder, voll Lebensmut und voll Drängens, sie zu gewinnen.

Sie mußte ihn lieben. —

„Liebten Sie Ihren Mann, Luise?“

Auch das fragte er.

„Ich habe Ihnen nie von meiner Ehe erzählt, Georg, und Sie haben ein Recht darauf, ja das haben Sie.“

Es war hart für Luise, davon zu sprechen.

Von der ersten Frage an hatte es sie gedrängt, ihm Alles zu sagen, und doch widerstrebte sie, sich in die peinigenden Bilder ihrer kurzen Ehe zu versetzen. Nun zwang es sie förmlich dazu.

„Ich bin es Ihnen ja schuldig, Georg. Wenigstens Vertrauen will ich Ihnen geben. — Daß mich mein Mann aus drückenden, äußeren Verhältnissen, ja aus Armut und Not geholt, wissen Sie. Ich lebte

in einer engherzigen, kleinlichen Umgebung, die jeden meiner Schritte, jedes meiner Worte mit Neid, Hohn und Erbitterung verfolgte.

Ich liebte meinen Mann.

Er gab mir Alles, was seine große, reiche, feine Natur geben konnte. Er machte mich frei. Bei ihm bin ich gewachsen, durfte mich auf mich selbst besinnen, mußte mich nicht verstecken.

Mit Ehrfurcht sah ich auf sein großes, reines, selbstloses Empfinden. Nichts wollte er für sich, Alles, Alles gab er mir."

Luise schwieg. In ihrem Herzen zitterte die Erinnerung an diese Fülle, dies Uebermaß von Liebe. Nun war es verloren.

„Er führte mich zuerst, verstand meinen Hunger nach der Kunst, machte mir alle Wege eben, wanderte neben mir, lange, lange Zeit.

Dann wurde ich ihm fremd.

Soll ich Ihnen sagen, wie wir uns abquälten, uns zu suchen?

Soll ich Ihnen von den Kämpfen erzählen, die zwei Menschen kämpfen müssen, die sich lieben und die sehen, daß sich langsam, langsam etwas aufrichtet zwischen ihnen, daß sie sich nicht mehr finden können?

Und dies Sichverständlichmachenwollen erzeugt Kälte, Härte und dann wieder Ausbrüche von Verzweiflung und Leidenschaft — — und dabei geht man immer weiter auseinander. Zuletzt steht die Liebe

verschüchtert in weiter Ferne. Man kann sie nicht hereinlassen, sie wird die alte nicht mehr. Nur ein heißes Wünschen bleibt, sie wieder so zu sehen, so glänzend, herrlich und nah, nicht so arm, so bittend, in öder Ferne.

Und ich konnte nie danken für dies Uebermaß an Liebe und Sorge. So karg wie meine Natur ist. Wenn es mich auch drängte, seine Hände zu nehmen, seinen Kopf zu fassen — — Starr auf einmal.

Albern kam es mir vor, weil ich mich stundenlang dazu antrieb, mich mit dem Vorsatz herumschlug — wie thut es mir jetzt weh!

Dies Uebermaß von Liebe!

„Ich gehe, weil ich dich nicht glücklich zu machen vermag, weil ich dich quäle, indem ich dich zu verstehen suche — du mußt Glück haben, deine Natur verlangt danach. Ein anderer wird dir geben, was mir versagt ist. Und ich sehne den anderen für dich herbei."

So ging er.

„Ja, die geliebten Frauen!"

Luise schrie das. Eine rasende Sehnsucht nach Glück und Liebe stieg in ihr auf, umklammerte sie, nahm ihr den Atem, preßte ihr Herz, ihren Hals. Wie Schwindel wars, wirr im Kopf, voll zitternden Verlangens und Sehnens — — Unklar, wie ein Rausch, verworren, aber peinigend, alles niederzwingend. — — —

„Luise!“

Georg war vor ihr niedergestürzt, seine zuckenden Hände preßten ihre Kniee, sein Kopf lag in ihrem Schoß.

Er stöhnte.

„O — du — du, du mußt mich lieben, du verlangst danach, du gesundest, und ich — liebe Dich, so lange schon — —

Luise du liebst mich?“

Er riß sie an sich, Leib an Leib, faßte ihren Kopf, ihren Hals, küßte sie mit hastigen, fiebernden Küssen, mit zusammengepreßten Zähnen sagte er immer wieder, wie erstickt:

„Du mußt, du mußt!“

Luise wehrte sich. Sie war erschrocken.

„Georg!“

Mit den Händen suchte sie ihn von sich zu drängen.

„Ich liebe Sie nicht, hören Sie? Nicht Sie liebe ich!“

„Nein, nein Luise, du liebst mich, du mußt mein sein, ich gebe dir alles, alles, ich bin der Andere, du mußt mir unterliegen, mein! mein! Luise, mein Weib!“

Er ließ sie nicht sprechen, sein Mund saugte sich fest an ihre Lippen, seine Arme umkrampften sie —

„Luise, Weib, — — da — ist — die Erlösung!“ —

Luise wehrte sich nicht mehr.

Ihre Augen waren heiß und trocken. Kurz nur hatte dies Gefühl der Abwehr gedauert, eine schwere Mattigkeit folgte ihm, ein Gelähmtsein, stumpfe Gleichgültigkeit.

Alles Leben versank vor ihr, etwas Starres kroch an ihr hinauf, machte sie unfähig zu denken, nur verschwommen blieb ihr ein dumpfer Seelenschmerz, den sie nicht ausdenken konnte, der sie nur halbbewußt quälte.

Sie wollte — — sie wollte — — o nicht denken können! — —

Abwehren? — — nein! nein! —

Was ist's? — —

Ein heißer Strom des Glücks durchzuckte sie, ein Drang nach Genießen, nach Glück überflutete alles, rüttelte sie auf.

Glück! — Glück! — Leben! Genießen!

Wach wurde sie und im Wachen stieß sie Georg von sich.

Was hatte sie gethan?

Warum?

Abscheu und Ekel erfüllten sie.

Wie hatte der Mann sie zwingen können?

Wie war's? — —

Stumm saß sie ihm gegenüber, aber ihre Augen hingen an ihm mit Haß.

Fieberhitze erfüllte sie, mit zuckenden Händen hielt sie sich an den Kissen des Divans fest.

Der Novemberabend schaute mit weinenden Augen durch's Fenster. Wie mit Blei beschlagen, dick, glotzten die Scheiben aus dem Dunkel des Ateliers.

Keines sah das andere genau, nur in zerfließenden Umrissen tauchten ihre Gestalten aus dem Düster, wenn sich die Glutfinger vom Ofen her über die Decken tasteten.

Keines rührte sich.

Sie fühlten sich weit getrennt.

Endlich regte sich Luise.

Ihr Fuß knisterte in den weichen Haaren des Felles.

Da kam Leben in sie. Widerwille.

Die ganze vorige Scene mit ihrem brutalen Zwange stand vor ihr. Sie fühlte wieder diese unerklärliche Gleichgültigkeit gegen Alles, dies Gelähmt- und Willenlos-sein und dann das heiße Rufen nach Glück. — —

Und das galt nicht diesem Manne.

Sie verabscheute ihn nun.

Wie sie leidenschaftliche Wut packte.

Auf ihn zu trat sie, ihn herrisch an den Schultern schüttelnd.

Doch als sie seine schmerzerfüllten Augen im Widerschein der zuckenden Ofenflamme auf sich gerichtet sah — — groß, zornig — — förmlich anklagend — kehrte sie langsam auf ihren Sitz zurück.

Das war zu Ende.

Nun war er verloren.

Und doch! — Sie fühlte keine Verzweiflung, daß ihr der letzte Mensch genommen war.

Wie Befreiung kam's über sie.

Nun mußte sie allein sein.

Sie wollte es, sie ersehnte es.

Stark werden!

Kämpfen! Allein! Allein!

Und eine Hoffnungsfreudigkeit keimte auf in ihr, ein ungeduldiges Vorwärtsdrängen — — nichts von Schmerz, — nichts von Unglück. —

Sie wagt's, sie wagt's allein!

Scheu fast sah sie nach Georg.

Wie wenn sie Unrecht gethan — und das Mitgefühl stieg in ihr auf — aber sie fand nichts ihm zu sagen. In ihrem Herzen jauchzte es nur dem neuen Leben entgegen, das sollte einziehen mit flatternden Fahnen, im Triumph — —

War alles vergangen, versunken, was sie quälte? —

In der endlosen Ferne sah sie glühe Punkte, Feueraugen warten, lauern — wie dorthin entflohen, aber noch gierig nach ihr schauend —

Die Sorgen, die Qualen —

Sie wußte, sie würden wieder kommen, sich über sie stürzen — sie fürchtete sich nicht, jetzt nicht. —

Schwerfällig erhob sich Georg.

Er blieb vor ihr stehen.

Berührte sie nicht.

Rauh klang, was er sagte.

„Verzeihung, Luise, — — daß es — daß ich — — ich weiß nicht — Sie selbst — ah — es ist erbärmlich! Was habe ich Ihnen genommen!“

Unfaßbar, dumpf — — dieser Frau!

Luise nahm leise seine Hände, führte ihn ruhig der Thüre zu.

Sie weinte.

„Nein, Georg! nein!

Sie haben mir nichts genommen, Sie haben mir gegeben. Alles ist von mir abgefallen, was thöricht und unklar war. Ich bin frei. Das ist die Erlösung. Allein kämpfe ich und nichts soll mich mehr schwach machen.“

So weich, warm und fraulich drückte sie seine Hände, wie sie nie gethan.

„Mein Freund geht,“ sagte sie.

Als sie die Thüre öffnete, fiel volles Licht von außen auf sie. Georg sah, daß sie lächelte, aber in ihren Augen standen noch Thränen.

Georg küßte stumm ihre Hände. Sah nochmals ihre Augen, diese grauen, flammenden — —

„Wenn ich auch unterliege —

Kampf! Kampf!“

Trunkener Mut leuchtete aus ihren Augen. Ruhig kehrte sie sich von Georg und ruhig trat sie ins Atelier. Von Licht hell beschienen leuchtete ihre hohe, stolze Gestalt aus der dunklen Umrahmung der Thüre.

Gertraud.

Niemand ist auf dem Perron des kleinen Bahnhofes, als er aussteigt. Und es ist gut so. Es erleichtert ihn, wenn auch hier keiner von ihm weiß. Er ist schon oft so gekommen, des Abends, in stürmischen Herbstnächten, im Winter. Immer hat das alte, einsame Haus seine Arme schützend um ihn gebreitet, ihn beruhigt in schweren Zeiten.

Er atmet auf, daß er endlich aus der Stadt ist, der Seelenschmerz, der auf ihm liegt und ihn zu Boden drückt, muß hier zur Ruhe kommen.

Schon der Gang durch die abendruhigen Wiesen thut ihm wohl. Die dämmerblauen Berge des bayerischen Waldes in der Ferne und das graue, alte, morsche Haus mit seinem ungefüg klotzigen Bau auf dem Hügel vor ihm. So weit noch! Er ist ungeduldig, fiebernd, es zu erreichen, die drängenden Bilder dort festzuhalten, sich in Stille zerquälen zu lassen.

Und doch mildert die Natur in ihrer ruhenden Pracht den Sturm, der ihn hieher vertrieb. Keiner jener traurigen Herbstabende ist es, die uns mit Augen eines Sterbenden anschauen, uns ans Herz greifen und verzagen machen.

Etwas Tröstendes, Mitleidiges, Mitfühlendes lag über den Wiesen mit ihrer bunten Skabiosenpracht, über dem Bergabhang in dem dichten Haidekleide mit braungrünem Moos durchwoben und rotglühenden Heidelbeerherbstbüschen besteckt. Weit weg von dem Fußweg zieht sich die Landstraße im Bogen durch die Felder, wie wenn kein Mensch, kein Fuhrwerk das graue, alte Haus droben auf dem Hügel erreichen könnte. In leise zitternden Wellen wie in heißen Sommertagen zieht die Luft der Straße zu. Schüttelnde Birkenzweige am Weg, spärliches, niederes Gras, die zerbröckelnde Mauer im Fortschreiten neben ihm, kühler Hauch von den Lindenbäumen und nun die Eichenthüre — Ernst Dietrich ist am Ziel.

Wieder in dem verwilderten Garten mit den Asternrabatten in dem feuchten, gähnenden Hausgang, und wieder packt ihn der alte Schauder, der ihn immer überfällt in dem grauen Hause, das so trotzig seinem Verfall entgegensieht und das er mit einer schmerzlichen Trauer liebt.

Sein düsteres Zimmer, mit dem Epheugerank an den Fenstern und dem weiten Blick ins Regenthal, die einzige wohnliche Stätte, das einzige Gelaß, das noch nicht ausgeraubt ist. Essen? — Nein, essen will er nicht. Der hinkende Bauer, der hier im Schloß Gärtner- und Küsterdienste versieht, zündet die Lampe an und geht.

Ernst hat sich auf den Divan geworfen. Wirr

und stürmisch dringen die Bilder auf ihn ein, aus allen Ecken seines Zimmers kriechen. sie auf ihn zu, lauern sie, werfen sich auf ihn.

Die Vergangenheit wird wach und raunt im Schlosse, drängt das Elend noch zurück, das ihn hergetrieben.

Was hat er nicht Alles durchkämpft, gelitten!

Den ersten schweren Schmerz des Kindes, als man ihn zwingen wollte, Offizier zu werden, ihn schon mit kindlichen Gliedern in die Form stecken, aus der er, erwachsen, der Stolz der Eltern, hervorgehen sollte.

Weil er schwächlich war, ein Träumer, sollte er lernen, stark zu werden, vernünftig.

Aus Feigheit war er hieher geflohen in dies Haus, das ihm lieb war von schönen Sommertagen her und das er nun scheu, verschüchtert aufsuchte. Er konnte es ihnen nicht sagen, wenn sie sein Widerstreben, seinen stillen, trotzigen Kummer nicht sahen. Er wartete, wartete mit zitternder Angst. Aber der Gedanke an ein weiteres Widerstreben blieb ihm doch. Knechten ließ er sich nicht.

Hier in diesem Zimmer traf ihn seine Mutter, mit leidenschaftlichen, halb wahnsinnigen Augen starrte sie ihn an. Dann zog sie ihn wortlos zu seinem Vater hin. Wie sie ihn packte! Niederknieen hieß sie ihn und um Verzeihung bitten, daß er ihnen solchen Kummer bereitet!

So heiß fühlte er noch den großen Kinderschmerz, fühlte die schlotternden Hände seines Vaters, sah seine Augen in Thränen — — O, sein alter, lieber Vater! Das Mitleid packte ihn, der Schmerz — sein Vater!

Schon als Kind hing er an ihm mit überreifem Fühlen. Er war gedrückt wie er selbst von dem harten Willen der Mutter. Eine Art scheuer, unausgesprochener Liebe war zwischen Beiden, die beim Sohn fast krankhaft wurde durch die Unfähigkeit, seine Natur zu offenbaren. Er litt darunter, wurde mißverstanden, gewöhnte sich stummes Widerstreben an, aus Furcht, durch lauten Streit mit der Mutter seinem alten Vater weh zu thun. Ein Ausweichen, Aufschieben, eine gewisse Feigheit lag doch darin. Und so blieb es. Jeder Widerstand, jedes offene, brutale Aussprechen that Ernst weh, lieber ging er. Aber dann brachte ihn Niemand mehr dazu, von seinem Willen abzulassen.

So war das alte Haus seine Zuflucht geworden.

Hier genas er von den Wunden, die sie ihm drinnen beigebracht.

Von hier aus schrieb er an seine Mutter. Versuchte ihr seine verbitterte, vergrämte Jugend zu schildern, sein Leben zu Hause mit Menschen, die ihn nicht verstanden, sein Ringen nach Verständnis, seine ganze unterdrückte Natur — —

Er kannte ihre Briefe, mit der steilen, kantigen Schrift, kurz, höhnend. Jetzt noch konnte er keinen ohne Erregung öffnen.

Der letzte hatte ihn im Frühjahr hier getroffen, als er gekommen war, überreizt, krank, zerrieben von dem immerwährenden Kampfe, mit starren Vorurteilen und hartem, knöchernem Willen.

Beamter sollte er werden, Carrière machen, den zerrütteten Vermögensverhältnissen aufhelfen, es war seine Pflicht!

Aber er ward Schriftsteller, vom grauen, alten Hause aus schickte er seine ersten Novellen fort — —

Und nun? Was war jetzt?

Konnte er sich besinnen? — Sein Vater! — Gertraud! — Gertraud!

Ein rasender Wirbeltanz des Schmerzes stürmte auf ihn ein. Aechzend sank er zurück.

Wie war es, wie ist es, wie war es gekommen? —

Sein Vater, sein armer, kranker Vater — — helfen sollte er ihm, helfen, sich verkaufen an ein Mädchen, das er nie gesehen!

Wie sollte er sonst Hilfe bringen können? Zerfressen ist er von den Gedanken, von den qualvollen Nächten am Bett des Kranken durchwacht, der litt ohne Klage, und der nichts von ihm verlangte. Nur seine Hand hatte er einmal mitleidig gefaßt. Kannte er seinen Seelenschmerz? Sah er, wie er sich verzehrte?

Nein, nein! Es mußte sein. Er konnte ihn nicht leiden sehen. Im Alter noch ein Leben voll Kümmernissen und Sorgen und er — —

„Gertraud!“

Wie ein Wutschrei war's.

Die Verzweiflung krallte ihn.

Er riß das Fenster auf.

Groß, rotglühend hing der Vollmond am Himmel, so nieder, wie wenn er jeden Augenblick ins Thal fallen wollte. Aus der Niederung stahlen sich dünne, feine Dünste, schlüpften an den welligen Bergen hin und blieben in langen, grauen, öden Streifen haften. In einzelnen Gehöften schimmerte Licht, drunten über der Wiese, am Wald droben, verstreut auf den Bergen, immer mehr entzündeten sich, wie ein langsamer Irrlichtertanz, eine Laterne mit hüpfendem Lichtlein schwankte auf der Straße — — — ein unruhiges Bild.

Abermals wirft sich Ernst auf den Divan. Fiebernd, von Schluchzen geschüttelt. Mit den Zähnen verbeißt er sich tief in die Kissen, damit er nicht laut aufschreit. Er kann nicht, nein, er kann nicht.

Gertraud! —

Von ihr lassen, sie nie, nie mehr sehen?

Er stöhnte.

Ihr Gesicht mit seiner berückenden Leidenschaftlichkeit tauchte vor ihm auf, in Sehnsucht suchte ihr Mund den seinen, seine Arme umschlossen sie, wie so oft in ihrem kleinen Zimmer, ihren Atem hörte, fühlte er, eine rasende Sehnsucht war in ihm erwacht, sein Kopf, sein Herz hämmerte, nichts mehr von Allem, zu ihr, zu ihr!

Wieder in die ernsten Augen sehen, die ihn so schalkhaft narren konnten, seinen Kopf in ihren Schoß legen, küssen, küssen und vergessen, sein verdorrtes Herz dürstete, schrie nach Liebe, und er meinte, vergessen zu können! — — — —

Da sieht er wieder den Kranken vor sich — sein armes freudenloses Dasein, — sein elendes Leben, — — immer taucht die Krankenstube vor ihm auf, scheinen die müden Augen des Greises von ihm zu verlangen, ihn zu mahnen.

Er hat die Pflicht, ihm zu helfen. Die Pflicht? — Hat er nicht andere Pflichten? Er setzt sich auf, wirr, verstört.

Muß er nicht für das Kind — —?

Soll er wie ein Schurke — —?

Ihren trotzig entschlossenen Mund glaubt er zu sehen, ihre gramdunklen Augen: „Du mußt heiraten, sagst du, aber du kannst mich auch nicht lassen, also soll ich wohl deine Maitresse bleiben?“

Er mußte sie hassen in dem Augenblick, stärker war sie, bestimmter wie er, ihm überlegen.

„Und das Kind, Ernst, was soll mit ihm, wenn es geboren?“

Was soll mit ihm? — — —

Ganz nahe war sie ihm getreten, sie schüttelte seinen Arm:

„Nehmt euch in Acht! — —

Arbeiten will ich mit dir, auf der Straße, betteln, wenn es sein muß, aber ohne dich — — treibe mich nicht zum Aeußersten. Willst du mich allein lassen?"

Diese leidenschaftlichen Worte, ihr Drohen, der Haß gegen die Seinen und doch —

Er fürchtete sich ordentlich vor einem neuen Ausbruch seines Schmerzes, in die Kissen vergrub er sich. Nimmer an sie denken, nimmer, nimmer. — Es mußte sein. Sie muß geopfert werden.

Wochenlang hatte er das Elend zu Hause gesehen und sich in ein Entsagen hineingelogen.

Ganz ruhig war es in ihm geworden. Er hatte ihr geschrieben, aber ihre Briefe nicht mehr gelesen, nicht mehr beantwortet.

Er sah sie nicht.

Tot war es in ihm.

Nicht tot, in einsamen Nächten wachte die Sehnsucht auf, leise, leise mit Katzentritten kam sie auf ihn zu — — —schüttelte ihn — — —

Fort, fort, stark werden.

Vergessen.

Sie vergessen?

Er stierte vor sich hin.

Immer wieder dies Drehen im Kreise, das nie endete.

Der Kranke, die Fremde, an die er sich verkaufen mußte, Gertraud, das Kind — — er konnte nicht.

Aber es mußte sein. Wollten ihn das Mitleid und die Pflicht stark machen, so warfen ihn Liebe und Sehnsucht wieder nieder. Kein Ausweg.

Wenn er nur schlafen könnte! So zerschlagen und zerquält wie er ist. Verwirrt, unfähig zu denken — — er löscht die Lampe.

Still ist's in dem grauen Hause. In der Ferne heulen ein paar Hofhunde, dann schlägt die Uhr der Schloßkapelle elf.

Ernst's Zimmer liegt neben der Kapelle, und zwar so, daß ein großes Spitzbogenfenster, dem Kircheninnern zu, eingelassen ist, und man das kleine Bethaus mit den braunen Stühlen, den alten Grabtafeln und Bildern übersehen kann.

Das Mondlicht schaut zu den Buntscheiben herein, und kriecht in breitem, gegitterten Streifen auf den Steinfliesen des Kreuzganges. Das Geflimmer des ewigen Lichtes wirft einen rötlichen Schein in Ernst's Stube.

Keines der Seinen hatte je dies Zimmer bewohnt, sie alle scheuten es, nur Ernst liebte es schon als Kind mit gruslicher Ehrfurcht.

Die letzten Möbelstücke, vor dem Verkauf gerettet, schleppte er hieher, spann sich da in seine Träume ein, las, arbeitete.

Gegen ein Uhr wurde Ernst wach. Todmüd und erschreckt.

Wo war er? Was war's?

Das rote Flirren — — von der Kapelle — — sein Zimmer im alten Haus. Der Schmerz kroch leise an ihm hinauf, packte ihn: „Gertraud!“

Vorwürfe, Anklagen waren mit ihm wach geworden.

Er hatte sie im Traume gesehen, zerlumpt, verhöhnt von den Menschen, mit ihrem Kind im Arm. Sie wollte auf ihn zu, ihn bitten, aber er lief fort, schämte sich, lief, bis er zusammenbrach.

„Nehmt Euch in Acht!“ — — —

„Treibe mich nicht zum Aeußersten.“

Ganz deutlich hörte er es wieder, sah sie vergrämt in ihrem verlassenen Zimmer, ohne Arbeit, ohne Geld, in Bangen vor der Zukunft mit dem Kinde — — wie konnte sie bei den Leuten arbeiten, wenn sie das Kind hatte? Und keine Eltern, keine Freunde, ganz allein, nur ihn.

Was würde sie thun? Ihr Drohen —?

Ihn schauderte.

Er war ein Schurke, wenn er sie verließ.

Aber konnte er denn seinen Vater verlassen? — Nein, nein, nein.

Wieder war er schwach geworden.

Er will nimmer an sie denken, er will, er will nicht, es darf nicht sein.

Er muß lesen, um die Nacht herumzubringen, die ihm immer wieder ihr Bild zeigt.

Dort auf dem Schrank das dicke Buch, wie oft hat er's als Kind mit Grauen, mit fieberndem Kopf gelesen! Die Chronik von Cham.

Blut und Krieg und Gräuelthaten, Feuer und Verwüstungen, das ganze Buch war mit Blut getränkt, Verzweiflungsschreie und Verwünschungen quollen daraus hervor.

Aber da, zuletzt, — ein Frösteln überläuft ihn, er will das nicht lesen, dunkel erinnert er sich daran, als Knabe las er es, doch eine scheue, fürchtende Neugier zwingt ihn.

„1650 über Franziska Liebel, Tagwerkerstochter von Cham, das peinlich Halsgericht gesessen. Rea ist ein gewachsenes, trunkenes Dirnlein, nit 23 Jahre alt, gleichwohl eine arge Bösewichtin. Herr Kammerer Kuttner inquiriret, ob sie sich nit schäme? Illa rührt den Kopf und weinet. Hic. und wie sie heiße? Illa heiße Franziska Lieblin. H. er wisse es leider Gottes und hätte sich gleich zu Anfangs von ihr nichts Besseres verhoffet, und ob sie nicht wüßte, daß sie als ein klein Dirndlein seinem Elisabethlein ihren Puppen um's Maul geschlagen habe? I. weinet. H. ob sie auch nit wüßte, daß sie vor drei Jahren, da sie in Blunderndorf dem ehrbaren Herrn Schulmeister in den Weg kam, ihren Kittel gelupfet habe? Illa weinet. H. ob sie wißend sei, was denen Kindleinsmörderischen bevorstünde? Illa zitternde, hört das Flennen auf. H. Warum sie jetzt den Kittel nicht lupfete? I. weinet.

H. Was sie ihrem armen Würmlein gethan? I. weinet, hätte es eine Weillang unter Wasser gehalten. H. Ob ihr das elendige Würmlein nit erbarmet? I. Hätt' ihr gleich recht erbarmet, hab' es an ihr Herz gedrückt, geküsset und hab' es wieder lebendig machen wollen, (weinet). H. Aus was Ursach sie solches gethan? I. Weil sie gesehen, daß Herr Hacker sich von ihr weglaugnen und es nit sein wolle. H. Ob die unverschämte Hure noch fortfahre, diesen ehrbaren Herrn für ihren Buhlen zu verlügen? I. Am jüngsten Tag werde es aufkommen. H. Es sei schon aufkommen, daß sie ein schlechtes Mensch sei. Warum sie denn das elendige Würmlein in den Regen geworfen, wenn sie es wieder hab lebendig machen wollen? I. Hätte ihr klein Brüderlein zum Herrn Hacker geschicket, und der hab ihrem Brüderlein eine steife Maultasche gesteckt; auch habe ihr Kindlein dem Herrn Hacker so gleichgesehen; weinet. H. Ob es sich etwa noch gerühret habe? I. weinet, o ja, hätte sich in allweg noch gerühret. H. hier sehe jeder die vermaledeite Böswichtin und stimme in allweg dem Akte bei, daß die Franziska Lieblin wegen ihres begangenen Kindleinsmordes nach laut Carolina der kurfürstlichen Malefizordnung und gemeinem kaiserlichen Recht mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet werden sollt" . . .

* * *

Gierig hatte Ernst gelesen, hastig, mit verhaltenem Atem.

Nun sank ihm der Kopf auf die Arme und ein schmerzliches Weinen überkam ihn.

Der so lang zurückgedrängte, große Schmerz, die Liebe brachen durch mit aller Macht, Befreiung, Stärke bringend.

Er hatte zum Schurken werden wollen an ihr?

Konnte denn sein Vater glücklich sein, wußte er ihn verkauft?

Konnte er ihn leiden sehen und weiter leben? — Und wenn — — Nein, und tausendmal nein, er hatte nicht die heiligsten Pflichten. Das Kind hatte sie, die Mutter. Das Kommende, nicht das Absterbende.

Sie hatten noch ein Leben vor sich, der Vater eine Spanne Zeit. Sollte er drei Leben vernichten um eines verlöschenden willen?

Arbeiten, wollte er, arbeiten mit all seiner Kraft und dann dem Kranken geben, lieber darbte er, aber mit ihr.

„Betteln, wenn es sein muß“ — — er hätte vor Gertraud niederknieen mögen, in Thränen ihre Füße küssen — — was hatte er gethan?

„Willst du mich allein lassen?“

Nein, nein, nie mehr. Zu ihr drängt's ihn hin. All ihre kummervollen Tage möchte er zurückrufen, die Nächte in Schmerzen durchwacht! So schuldig fühlte er sich, so voll Reue! Aber es ist schon ein stilles, stilles, scheues Jauchzen in seinem wehen Herzen und die Ungeduld rüttelt ihn auf.

Wenn der Morgen käme!

So langsam kriecht der Mondstrahl über die Altarstufen, über die Spitzentücher, das Bild — — endlich stiehlt er sich fort, und nur das rote, tröstende Flirren des ewigen Lichtes leuchtet aus dem Morgengrau der Kapelle.

Zu ihr, zu ihr! Fort aus dem grauen Hause und vergessen, was er ihr dort in Gedanken, in Wollen gethan. Stark werden bei ihr, glücklich. Sie verstand ihn, sie kannte seinen Eigensinn der Schwäche, wie er sie liebte, ersehnte. Immer, immer ihr Bild vor Augen und die drängende Sehnsucht im Herzen.

Und keiner sollte ihn mehr irre machen, er blieb bei ihr. —

Kühler Hauch von den Lindenbäumen, die zerbröckelnde Mauer im Fortschreiten neben ihm, spärliches, niederes Gras, schüttelnde Birkenzweige am Weg — — —

Und der erste rotgoldne Schein im Osten, thautrunkene Wiesen, die dämmerblauen Berge des bayeri-

schen Waldes, in der Ferne der Pfiff der Eisenbahn — — —

Ein Jubeln und Sehnen ist in ihm, eine treibende, drängende, schmerzliche Ungeduld.

Niemand ist auf dem Perron des kleinen Bahnhofes, als er einsteigt —

Und es ist gut so. — —

Der treue Johnie.

Eine Schaar Möven flog gerade vor ihr auf und hastete und taumelte mit schrill gierigem Ton kreischend über den See. Schnee lag in der Luft, die Wolken keuchten über die Baumhäupter im englischen Garten und wie im Haß pfauchte ihr der Wind entgegen.

Daß sie nur vorwärts kam! Ein dumpfes Erstaunen war in ihr und eine hallende Leere. Sie ertappte sich darauf, daß sie ihre Schritte zählte und die Baumstämme neben ihr. Die gingen langsam, ganz langsam vorbei.

Fünfzehn, — sechzehn, — siebzehn, — — eine Bank. Sie konnte nimmer, da saß sie. Und nun kam die Melodie und verließ sie nicht wieder, die süße, traurige.

So verhalten, leis klang sie in ihr nach, wie wenn sie einem Schlafenden singe.

„Wann kehrst du mir zurück, du mein treuer Johnie?" —

Was zwang sie dazu, das Lied immerfort zu hören? —

Ja, ja, sie hatte den ganzen Nachmittag versucht, es dem kleinen Mädchen beizubringen, wieder und wieder, stumpf, blöd. —

Nun auch die Skalen noch, heimtückisch schlichen sie sich an, bliesen ihr in die Ohren, jammerten auf und nieder, daß ihr schwindelte.

Dabei tauchte ganz deutlich die Kunstvereinsprämie auf, die über dem Klavier hing, sie roch den Thee, der ihr zwischen den Stunden unter dem „Lehren" geboten wurde. Er war schwach und stand zu lang über den Blättern. Aber man ließ ihr eine große, große Güte widerfahren. —

— — — — — — — — — — —

Der See plapperte am Ufer und der Wind fuhr ihn ungeduldig an. — — —

„Wann kehrst du mir zurück, du mein treuer Johnie?" —

c-dur, a-moll, g-dur, e-moll, heute, gestern, morgen, immer, immer.

Sie war aufgesprungen. Der Bann, die Schlaffheit wich von ihr. Immer, immer! —

Morgen, in Wochen, in Monaten, in Jahren. — Immer? —

Sie rüttelte an der Bank. Nimmer, nimmer! — Sie konnte nicht mehr. Ihre Natur bäumte sich auf. Ein Ende! — —

Dahinein in den See? — Sie höhnte sich selbst. — Noch war es nicht ihre Zeit, zu gehen, etwas in

ihr zwang sie, zu leben. Ihr blieb der Wille, der Mut, das Aufbäumen.

Nicht mehr dies wahnsinnige Verschleudern der Kraft, nicht diese Menschen, mit denen sie in wirren Worte reden mußte, das Fieber des Zornes, das Erliegen des Schweigens. Ausgemergelt, erschöpft war sie, aber der rasende Hunger nach geistiger Arbeit blieb ihr, sie schreit nach Schaffendürfen. Nur Einsamkeit, Ruhe. Fliehen muß sie vor den Menschen, die sie bezahlen, vor dem Frohndienst und fliehen — vor ihm.

Das ist es.

Wenn sie ihn haßte! — Aber sie muß ihn lieben und er liebt sie. Sein Verstehen ihres Ringens quält sie, sein Leiden, sein stummes Mitfühlen ihrer seelischen Gier.

Sie bäumt sich auf gegen seine zärtliche Trauer, seine verstehenden Augen, gegen seine Hilflosigkeit, seine Krankheit.

Sein ist die Schuld. Durch ihn ist sie Sklavin, gehetzt vom Morgen bis zur Nacht, für ihn verzehrt sie sich, muß sie unterliegen. —

Und nein! — sie will nicht! —

Er weiß, daß ihr geistige Arbeit so notwendig wie die Luft, die Sonne, die Nahrung. Nicht die Liebe, nicht die Pflicht erretten sie vor dem Verhungern, verscheuchen die Bilder, die sie quälen und nach Gestaltung ringen.

So sieht er also den geistigen Tod kommen.

Liebe, Fürsorge, Pflicht! — Sie hat daran geglaubt, aber die Natur ist stärker, zwingt sie nieder. Sie muß rauh sein, ungerecht gegen ihn. Sie macht ihn leiden, sie kann ihm nicht verbergen, daß er sie zu Grunde richtet — wie sie seine Augen quälen, der Schmerz, der sich in sein Gesicht gegraben, aber sie kann nicht anders, sie hat nicht die Kraft der Unterwerfung.

Und er hatte sie errettet vor dem körperlichen und geistigen Untergang, Freiheit und Schaffensfreudigkeit hatte er ihr gegeben und Liebe. Verstehen, nach dem sie gebettelt bis dahin. —

Dann seine Krankheit, in der ersten Zeit ihrer Ehe, das Ende seiner Thätigkeit, die schmale Pension, ihr Verdienen.

O, die todmüden Nächte, voll unausgesprochenen Kummers, voll stillschweigender Seelenpein, die Nächte, wo sie sich weinend umschlungen hielten!

Was will sie? Man hat ihr doch Stunden verschafft, Arbeit den ganzen Tag, sie haben keine Not.

Was sie will? An die Arbeiter denkt sie, an das Proletariat. Ihre Leiden schreien aus den Blättern, schreien in den Versammlungen, im Staat. Man versucht doch denen zu helfen, das Wissen ist da, der Wille, sie nicht darben zu lassen. Wer hilft ihr? Wer kümmert sich um sie? Wer weiß von ihrem Elend? Sie darbt auch und ihre Qualen schreien auf. Geistiges Proletariat.

Sie hat ja zu essen.

Und sie muß heim in das kleine karge Zimmer, mit ihrem Schönheitsdurst, mit ihrem krankhaften Trieb nach Luxus, heim zu dem Siechen, wo sie zurückschreckt vor allem Kranken, heim und schweigen. — Heute noch, aber nie, nie mehr.

Es muß ein Ende werden. Ein Ende. Ein Ende! —

Sie hat die Arme in die Banklehne verkrampft, daß sie sie schmerzen. Ein brutales Kraftgefühl, ein sinnloser Siegestaumel kommt über sie. Ein Ende! —

Sie hat das Recht, sie ist die Stärkere, sie ist reich, sie muß frei sein, um mit vollen Händen geben zu können. Nichts mehr von ihm, von dem Kranken. —

Ein toller Wirbel von Gedanken, ein trunkenes Weitereilen in der anschleichenden Dämmerung der stürmischen Vorfrühlingsnacht.

Das Haus dunkel, still. Die Wohnungsthür halb offen, die Wartefrau und ein fremdes Mädchen starren sie scheu und wortlos an. Im Zimmer die flackernde Kerze neben dem Krankenstuhl ihres Mannes, halb ausgestreckt liegt er, wie immer, den Rücken der Thüre zu.

Gar keinen Gruß hat sie heute für ihn, so übermächtig drängt sie das Gefühl des Befreitwerdenmüssens.

Warum ist es so still, warum die Kerze, nicht die Lampe? Hört sie flüstern im Gang? —

Warum nicht seine ausgestreckte Hand, sein: „Liebes, liebes Weib!?“

Was ist's? Friert sie? — Die Hand — kalt — die Augen, — die Augen — dort der Revolver — —

Erschossen! — Erschossen!

Sie hat ihn getötet, gemordet in Gedanken! —

Nicht das, nicht das! — Nie, nie hat sie das gewollt. Es ist nicht wahr, sie kann nicht leben ohne ihn, warum hat er das gethan? —

Sie hat ihn gemordet. —

Neben seinem Stuhle fällt sie auf die Kniee, mit tastenden Händen greift sie nach dem Briefe, der dort liegt — —

„Mein Weib, du kamst zu mir und ich wollte dir die Freiheit der Seele schaffen. Es ist anders gekommen, ich habe dir Sklaverei gebracht, ich vernichte dich. Darum gehe ich von dir und du wirst stark werden, frei und groß. Ich gebe dir die Freiheit abermals aus Liebe. Lebe wohl, mein stolzes Weib, du wirst dich nicht mehr verschweigen müssen.“

Ihre Hände fassen die seinen, der Kopf sinkt ihr auf seine Kniee, so liegt sie neben ihm, wie sie es oft Nächte lang in ihren Seelenqualen gethan und Ruhe kommt ihr von den Toten, Ruhe und Erkenntnis seiner großen Liebe — ganz leise stiehlt sich die süße, traurige Weise durch ihren Schmerz, verhalten, wie man vor einem Schlafenden singt: „Wann kehrst du mir zurück, du mein treuer Johnie?“

Mein Vetter.

Ich war ein vierzehnjähriges Kind, als ich bei meinem Vetter in seiner Mühle zum erstenmale zu Besuch war, aber ganz deutlich steht er noch vor mir in seiner Kraft und Gesundheit, mit seinen eckigen Schultern, seiner gewölbten Brust. — Er war ein großer Mann, aus dem frischen, breiten Gesichte glänzten ein Paar blaue Augen unter dunklen Brauen, die fast zusammengewachsen waren. Doch gab das seinem Gesichte mehr einen sinnenden wie finsteren Ausdruck. Er war so frisch, sah so gutmütig aus, es war, wie wenn er all das Sonnenlicht ringsum in sich aufgenommen hätte, so sonnig, so froh war seine ganze Erscheinung mit dem hellblonden Haar, das kraus seinen mächtigen Schädel bedeckte, den roten Lippen, dem ganzen mehlbestaubten Körper. Seine Gesundheit, seine Kraft und Stärke übten einen solchen Zauber auf mich kränkliches Stadtkind aus, daß ich mich in seiner Nähe wohl und geborgen fühlte. Ich meinte, er könne mich vor allem schützen. Wenn er mich anschaute, mußte ich thun, was er wollte, alle Laune, alles kindisch Häßliche an mir verschwand, wenn ich

bei ihm war. Und ich lief den ganzen Tag dem großen, starken Vetter nach, hockte in der Mühle bei den Rädern, stieg mit ihm in die Mehl- und Getreidekammern, begleitete ihn in seine Wiesen und Felder. Ich war ganz ruhig, wenn ich nur zusehen konnte, wie er arbeitete.

Es lag so viel Ueberlegenheit und Frische in allem, was er that und wie er es that, daß ich keinen anderen Wunsch hatte, als immer hier zu bleiben und zu wachsen in dieser Atmosphäre der ruhig arbeitenden Kraft.

Dieselbe Schaffenslust lag auch über dem ganzen Hause, unaufhörlich drehten sich die Räder, schüttelte und polterte das Mühlwerk, lief und rauschte das Wasser. Eine feuchte, dämmerige Luft wehte in der großen Mühle, in der die Riesenräder ohne Aufhören arbeiteten. — Hoch oben waren die Fenster und durch das Baumgeäst davor drangen grüne Lichter ein, der Boden schütterte unter den Füßen und drunten gurgelte das Wasser. Ein feiner Mehlstaub erfüllte den Raum und tausende der kleinen, weißen Stäubchen tanzten in dem schräg einfallenden, breiten Lichtstrahl auf und nieder. Stundenlang konnte ich dasitzen und zusehen, wie die Räder unermüdlich ihre Pflicht thaten, sich mit ruhiger Ueberlegung drehten, wie die Speichen einsetzten und die Wassertropfen herabrannen, konnte dem Schütteln und Getöse lauschen, ließ mich einspinnen von der dämmerigen Luft und dem Gesang der Burschen, der einschläfernd zu mir drang.

Und auch draußen rastloses Schaffen. Da stöhnte die Säge, fielen die Bretter und wurden zu hohen Haufen aufgeschichtet, die Pferde führten die vollen, weißbestäubten Säcke hinweg und schwere Wagen brachten das Getreide. Es war ein immerwährendes Rossegestampf und Wagengerassel auf dem Hofe; die Knechte schirrten die Pferde an, die Burschen trugen Säcke aus der Mühle, die Fuhrleute fluchten, das Vieh brüllte dazwischen, die Tauben girrten und die Hühner scharrten und gackerten. — Im Garten am Bach trieb und blühte alles ohne Unterlaß. Rosenstöcke neigten ihre Blütenhäupter auf den Bretterzaun, eine Wildnis von Epheu und wildem Wein umkletterte die Beete, auf denen fette Kohlhäupter und glänzender Salat sich breit machten, Reseden atmeten ihre süßstrengen Düfte aus und dickköpfige Nelken hingen zum Holzgang des Hauses herunter. — Im Obstgarten lag den ganzen Tag die Sonne und schwellte den Saft in den Stämmen, daß sie Blütenbüschel trugen und ihre fruchtbeladenen Zweige zur Erde senkten. — In der Küche prasselte das Feuer auf offenem Herd, kochten und brieten die Mägde, von der geschwärzten Wand blinkten die Kupferkessel und zu dem kleinen Fenster schaute der Hollunderbaum mit seinen breiten Blättern herein. — Es war ein altes Haus, das die Voreltern meines Vetters schon gehabt hatten, er ließ es gerade so stehen in all seiner Heimlichkeit, wie es zu ihren Zeiten war; wie früher knisterte der weiße

Sand auf dem Boden der Wohnstube und der grüne Kachelofen machte sich breit. Ein eichener Tisch spreizte seine Füße zwischen den zwei Fenstern, an der einen Wand stand der Schrank mit den gemalten Tulpen, an der anderen eine Kommode mit Messinggriffen. Ein paar Heiligenbilder, die immer schief an den blaugetünchten Wänden hingen, und ein Kruzifix, mit einem mächtigen Strauß Palmkätzchen, paßten ebenso gut in die behäbige Selbstzufriedenheit der Stube, wie der Spiegel mit seinem plumpen Rokokorahmen.

Durch das ganze Zimmer zog der kräftige Geruch des Getreides, der auch die Stiegen hinaufkroch in die Schlafzimmer und von den Vorratskammern aus dem frischen Mehl wieder herabkam. —

Ich erinnere mich, nie jemand vom Hause unter Tags im Zimmer sitzend gesehen zu haben, außer bei den Mahlzeiten. Alles arbeitete, und mit einer Lust und einem Fleiße, daß ich nie hörte, wie mein Vetter mit Schelten dazu antreiben mußte. Ich sah nur heitere Mienen. Wenn die Knechte und Mägde vom Felde heimkamen, strahlten ihre von Hitze geröteten Gesichter Arbeitslust und Gesundheit aus. Und was hatte mein Vetter mit den nie rastenden Händen sich alles geschaffen! Sein Haus, dasselbe niedere, weiße Gehöft mit den großen Steinen auf dem Schindeldache, das seine Familie früher inmitten weniger Felder besaß, lag nun wie eingebettet in dem Reichtum ringsum im Thale — den Edelsitz nannte es das Volk. —

So weit man blickte am Bache hin, die fetten Wiesen, weiter hinauf die Getreidefelder und Aecker, der Wald gegen die Anhöhe zu, das Vieh auf den Weiden, die Obstbäume, alles, alles sein. Aber wie hatte er auch gekämpft und der Erde ihre Fruchtbarkeit abgerungen! Murrend hatte sie sich von seinen Pflugscharen die Weichen aufreißen lassen und unwillig trug sie die schwere Bürde seiner Früchte. Er aber hatte ihr alle Fasern seines Seins gegeben, und doch konnte er sie nach all dem Ringen nicht sein nennen, wenn sie auch sein Haus, seine Felder trug, Tag für Tag mußte er wieder kämpfen um sie, keine Rast, keine Ruh! —

Da schoben die Eisklumpen ihre harten Rippen gegen das Rad und hielten es wie mit Fesseln umklammert, der Wind hauchte die Bäume an, die aufs neue treiben wollten, und erstarrte sie; hoch auf häufte sich der Schnee in seinen Wäldern, legte sich auf die Bäume, daß sie unter der Last bis zur Wurzel splitterten. Der Frühling schickte seine warmen Regen, daß die Bäche schwollen, der Schnee als graue, tosende Wasser von den Bergen herabkam und die Felder in den trüben Wellen begrub, ihre Erde mit fortriß und über die Wiesen Zerstörung trug. Sein Bach war zum unheimlich tückischen Feinde geworden, der Freund, der so heiter am Hause vorbeilief, so sicher und schnell die Räder drehte, wurde breit und groß. — Finster wälzte er seine Wogen daher, Bäume stürzten am Ufer, unermüdlich pochte er ans Haus, immer höher —

und die Mühle schwieg. — Es war, wie wenn ein Totes im Hause liege, alles sprach leise, gedrückt, schlich auf den Fußspitzen umher, jeder Ton hallte aufdringlich und laut in dem öden Hause, nun man das Gepolter der Mühle nicht mehr hörte. Eine modrige Luft wehte durch alle Räume, das Wasser sickerte durch die Ritzen, und die Nebel lagen vor den Fenstern und schleppten sich hin über die schmutzigen Wasser, die wilder und wilder grollten. Mein Vetter aber stand mitten in den Wogen, baute Dämme, errichtete Wehre, ließ Gräben graben, bis er den Feind, der ihm sein Eigen zerstört hatte, bezwang.

Und der Sommer glühte und braute im Thal, versengte die Blätter der Bäume, trank gierig ihren Saft und vertrocknete ihre Früchte, aus dem Thale stiegen die schweren Dünste zu den Bergen auf, fahl stand die Wolkenwand hinter dem Wald. Ueber die dürren Wiesen strich kein Windhauch, und die Sonne sank. Ein heißer Brodem kam aus der rissigen Erde, aus den Mauern, den sterbenden Feldern. Da zog ein dumpfer Ton durchs Thal, droben in den Bergen war er erwacht, der Wald brauste. Es kam näher und näher. In einem Mantel von Staub zog es durch die Nacht auf das Haus zu, der Wind gellte, die Hagelkörner prasselten und die Mauern wankten. Jeder neue Atemzug des Sturmwindes brachte eisigen Hagel mit sich. Wie er auf das Getreide schlug, immer zu, immer zu, bis es vernichtet in die Erde geschlagen war.

Der Herbst in seinen Nebelkleidern schaute grämlich und trübe auf die halbreifen Früchte, kein heller Himmel, keine Sonne wochenlang, bis die Frucht halb verfault war von dem nassen Nebel, den kalten Regenströmen. Und wenn nach der langen Regenzeit der erste hellleuchtende Himmel glänzte, legte sich über Nacht der Frost auf die Ernte, drang in die Erde und erstarrte ihren Schoß. Ueber die Böhmerberge kamen die rauhen Stürme, heulten durchs Thal, fuhren durch die Wälder und erdrückten ganze Reihen Riesenstämme.

Von dem allen erzählte mir mein Vetter, wenn wir des Abends in der Wohnstube saßen, beim offenen Fenster, eingesponnen von dem hellen Geklapper der Mühle und dem Plaudern des Baches. — Da dehnten sich seine sehnigen Arme und reckte sich sein mächtiger Körper. Er war in dem Kampfe nicht unterlegen, er rang weiter, stolz stand sein Wald, lagen seine Felder. Seiner Erde gehörte sein Herz, sein Körper, seine Kraft, er war fast vierzig Jahre geworden in dem freudigen Ringen, aber er rang allein, ohne Weib, ohne Kind.

Wenn ich des Morgens das ganze Haus mit dem mächtigen Pulsschlage der Arbeit vor mir liegen sah, kam es mir wie Ehrfurcht vor dem großen Kinde, das so stolz und so freudig zwischen seinen Feldern dahinschritt neben mir.

Es regnet.

Gerade hat es fünf Uhr geschlagen. Ueber dem Rofan hängt ein Gewitter, träg drücken sich die Wolken um die gelblichen Wände. Doch von der Spitze des Guffert höhnt noch voller Sonnenschein in das Wettergrau, weiß leuchtend streckt sich seine Steinpyramide in die dunstige Luft. Der gestrige Regen liegt noch im Hochthal, die Wiesen und Wälder dampfen, drunten in der Schlucht rauscht der angeschwollene Bach.

Auf dem spitzen Kirchturm von Steinberg fängt die Glocke zu läuten an. Stoßweise, unsicher, aus dem Schlaf aufgeschreckt — dann erwacht, mit ganzer Stimme, mahnend, während das Wetter näher rückt. Die Wolken stieren von allen Seiten über die Berge. Sie wälzen sich vorwärts, werden schneller, türmen sich auf, überhasten sich, bleiben an einer Wand hängen und jagen wieder weiter. Zwischendurch schießt noch ein schmaler, gewittergelber Sonnenstreifen über den ängstlich schauernden Tannenwald. Die kleine Glocke schweigt, seufzt ein paarmal, ächzt, schlägt noch einmal leise an. — Stille. — — Ein Blitz — — der Wind fährt durch das Thal. Mit einem Atemzug hat er

das Licht ausgelöscht. Es dunkelt, die zwei Tannenbäume auf der Höhe biegen sich — es regnet. —

In der Wirtsstube sitzen drei Bauern und karten. Sie hören nicht, wie der Sturm um das Haus läuft und durch die Fensterritzen bläst, daß die Epheublätter an den Wänden zittern. Sie knurren und brummen nur wie im Traum, wenn der Blitz über die Tischplatte zuckt.

Wie ist mir so wohl bei meinem Viertel „Kalterer“ in der Ecke am Fenster, in dem vom Regen umrieselten, einsamen Gebirgshaus.

Weit steht die Thüre der Wirtsstube offen in das Dämmerfeucht des Flures, gegen die große, reine Küche zu. Das Feuer auf dem Herde prasselt um die Wette mit dem Tropfenfall an den niederen Fenstern, unwillig, herrschsüchtig. Ueberhaupt hat die Küche etwas Abwehrendes, Stolzes (Bauernstolz!) mit ihren blinkenden Messingpfannen, auf denen der Widerschein der Flamme tanzt, mit ihren langen Reihen bemalter Teller und Schüsseln, die sich an den Wänden blähen.

Die Wirtin schleicht auf leisen Sohlen durch ihr Reich, und die kleine Katze knistert im Holz.

Soeben ist die Franzi naß vom Felde heimgekommen und drückt sich lachend am Herde herum.

Ich kenne sie nicht anders, wie mit stets aufgerissenem, weitem, lachbereitem Maule. Daß sie „Jess’s Maria“ schreit, so oft es blitzt und dabei ein Gewohnheitskreuz schlägt, thut dem Lachen keinen

Abbruch. Eigentlich ist sie Viehmagd, aber Sonn- und Feiertage zaubern sie in den Stand der Kellnerinnen. Dann ist sie halbstädtisch angezogen, riecht aber noch ungemein ländlich und trägt ein Geheimnis auf dem Hinterkopfe, ein undurchdringliches, dichtes Netz, schwarz, mit Glanz, das Schreckliches enthalten mag und flach auf den Kopf angeleimt sitzt.

Nach rückwärts gelehnt, mit seitwärts geneigtem Kopf, streckt sie alle Falten ihrer Röcke nach vorne und grinst über ihr sonntäglich gewichstes, glänzend rotes Gesicht. Und sie wischt sich graciös den Mund mit der ganzen Handfläche. Abwechselnd mit der Linken und mit der Rechten. O, sie hat Nuancen! Das thut sie nur bei uns Stadtleuten. Mit den Bauernburschen kokettirt sie ganz anders, sozusagen, nicht so sehr auf Umwegen. Warum dies „frische Kind der Berge“ mit seiner „herzgewinnenden Ursprünglichkeit“ weniger Anklang findet, wie die scheue, kleine Kellnerin, weiß ich nicht zu sagen, beschäftigt mich aber sehr.

Die Kleine hat den ganzen Tag mit vollen und leeren Gläsern zu thun. Auch jetzt wäscht sie ernsthaft auf der Ofenbank ihr Glaszeug. Daß sie von Absam ist, habe ich mühsam aus ihr herausgebracht. Ich habe die Kleine lieb. Wenn ich ihr Kraushaar sehe, taucht jedesmal ihre Heimat vor mir auf.

Das alte Hall, so voll Reiz, so gar nicht abgeschnuffelt von Touristen, der finstre Salzberg, die Kalkberge, die ihre gebleichten Rippen zum Himmel strecken,

das breite Thal und der Inn mit grünweißem nickenden Wellenschlag. —

Und Absam, der Wunderort! Die mildthätige Mutter des Herrn soll Frauen, deren Schoß unfruchtbar ist, Fruchtbarkeit verleihen. Ich habe sogar in Tirol vernommen, daß Jungfrauen, die nicht wegen dieses Anliegens nach Absam pilgerten, gesegneten Leibes von dort zurückkehrten.

Die kleine Kellnerin steht unter besonderer Bemutterung der Wirtin. Sie und der Peter.

Ja der Peter, der stetig langsam und sicher fortarbeitende Riese! Alles Gesinde ist unter Dach, nur er hantiert noch in seinem Wettermantel auf der Wiese herum. Wie groß er mir scheint! Vom Fenster aus sehe ich seine schlanke Gestalt, hoch in das Nebelgeriesel und den Regen hineinwachsen. Seiner Größe nach könnte er im Achenthal geboren sein, da heroben sind all die Burschen klein, schmächtig, gedrückt von der Natur, erdrückt von den nackten Felsen des Unnütz, den zerrissenen Wänden des Rofan und des Guffert, die das Hochthal einengen und von anderen Ortschaften abschließen. Und doch ist er kein Achenthaler, trotz der frischbraunen Farbe und dem gelockten Haar, trotz seines Frohmutes und seiner Arbeitskraft. Er ist ein Steinberger Kind, und schweigsam wie sie alle.

Was hat er denn nur mit dem Weibe, das neben ihm an der Einfriedung lehnt? Wie sie auf ihn einschreit! Ich höre die spitztrockene Stimme durch das

Tappen der Regentropfen und das Plätschern der Dachrinne.

Jetzt rüttelt sie an den Holzplanken, droht ihm mit der Faust — er bleibt ganz ruhig — und jetzt mit zusammengebogenem Leib läuft sie gegen ihn los, bleibt stehen, reißt ihr rotes Kopftuch herunter — auf einmal liegt sie auf der Erde und schlägt mit wütenden Fäusten auf das nasse Gras. Peter rührt sich nicht.

Die Wirtin hat die Beiden gleichfalls beobachtet, und erzählt der Kramsacher Bötin, die sich am Küchenherde trocknet, seine Geschichte.

Das muß ich auch hören, ist mir so schon lang versprochen. Die alte Bötin schiebt bereitwillig ihre nassen Röcke beiseite, und wir hören zu.

Daß der Peter in einem Kleingütlerhaus geboren ist und sein Vater früh starb, weiß ich bereits. Auch daß er von Kindsbeinen an hat arbeiten müssen, als Hüterbub, dann als Knecht, hat mir die Wirtin in ihrem tirolerisch-oberbayerischen Redefluß kundgethan. Des Ferneren, daß er jeden Kreuzer heimtrug zum alten Mutterl, und daß er für sie sparte und arbeitete, weil die Schwestern, die bei der Alten lebten, sie in allen Ecken herumstießen. Ja, wenn sie noch hätte arbeiten können! So saß sie den ganzen Tag in der Sonne vor dem Hause, und im Winter auf der Ofenbank, und wartete auf den Peter. Ein Maul zuviel zum Füttern. Nicht einmal ihre Kleider konnte sie

flicken, so humpelte sie in Fetzen herum, bis sie starb. Soweit die Vorgeschichte.

„No, da hätt'st schaug'n soll'n, wia dö d' Muatter ausg'sucht ham als a Toter," fährt die Wirtin mit einem einladenden Blick auf mich weiter und bäckt fettreiche Pfannenkuchen dabei, „wo's ebber's Geld hätt, und d' Schlüsseln. Die hot's allweil no g'habt, hot sie it irr mach'n lass'n. Moanscht die hätt'n g'wart' bis kalt ischt? Koan Schein. Umananander ham sie's zog'n, bis d' Schlüssel g'fund'n ham, d' Schrank und d' Truachen af'griff'n und 's ganz' Bett derwühlt. Dös alt, tot Muatterl ischt in Hemd voller Z'riß dag'leg'n, die ham's ik g'wasch'n oder anzog'n! — 's Haus ischt offen g'schtand'n, koan Feuer in Herd, und 's Vieh hot dir brüllt, kanntscht dir denken, koan Futter von der Fruha bis af' d' Nacht! Und g'wiß ischt's woahr, wia der Peter hoam kemmen ischt, liegt die Leicht am Boden durten. Mit'n G'sicht woascht am Boden! — Halbet dadruckt mit sein Bett und a Haufen Stroh, vom Bett, in der Stub'n umadum und 's Geld des in Strohsackl war, a dazua. Und die Weibsbilder ham ausg'schaugt! Koan Kampel ham's it in d' Händ kriagt, z'raufter und ung'waschener san's am Boden g'hockt in alten G'wand von der Muatter drinn, und da ham's dir grad g'raaft und g'stritt'n, daß a Freid war und fein um dös Geld, dös in Petern g'hert hot. Der Lapp sagt gor nix, tragt die Leicht in die ander Stub'n und legt

ihr 's Feiertagsg'wand an, gibt ihr 's Kreuz und 'n Weichbrunn." „I," sagt die Wirtin und ihre rötlich-braunen Augen, die mit erstaunten Brauen in die Höhe gezogen sind, werden ernsthaft dunkel vor Zorn, „i hätt die zwoa prügelt und hübsch scharf a no, aber der ischt allweil beim Muatterl g'hockt und hot 's ang'schaut, und die draußt ham si' bei die Haar' um-ananderzog'n und ham nobel dischpetiert, bis der Peter 's Geld g'numma hat. No mei' Jesses, gewiß ischt's, daß da halbet narret wor'n san. — G'rad plerrt ham's und g'haut auf n' Petern, ang'schpieben a, und an Schpetackel g'macht und drinet in der Stub'n ham d' Todtenliachter brennt! — Die ganz' Nacht ischt der Peter drob'n g'ſeſſ'n; er hot g'moant, sie reiß'n der Muatter 's G'wand a no von Leib. O, so viel guat ischt er, so viel guat! Aber dalket, dalket! Laßt er it die Zwoa 's Häusel? Aber die hätt'n 's Geld a no mög'n! Er dischkriert nix mehr damit, aber die lass'n nit aus. Alle Tag san's daherg'roast und ham ihn bitt', daß er eahna Zeug richt, da möcht' di grad der Zorn umbringa; der sagt nix drauf, nie nöt, koan Wertl. Und wenn's no so plerrn. Und allweil wenns regnet und es gibt it viel Arbet, nachet roasen's awer, wie heint. Da stehnga's umanand und schimpfen und thuan so schiach, daß der Peter eahne gor nie it hilft, daß er thuat, wie wenn er net zuwig'heret, daß er an sein Muatterl denken soll und seini Schwestern it a so verlass'n

und alles die liederlich'n Weibsbilder anhäng'n; woascht i' hätt's g'watscht! Aber der macht 's Maul it af, und koan Kreuzer kriag'ns a itta. I woaß woll, er hot a Diandl, i verrath 's aber it, die hätt' koan ruhige Stund' vor den Weibsbildern. Und wos die für a z'wider's Leben führ'n! Kaum z' schlaf'n trau'n se si', daß d' Arwet it versaame, oane schaugt der andern af d' Händ', ob's gnua arwet und af's Maul, ob's it z'viel ißt, und koane vergunnt der andern a Wertl. Und wia viel guat ischt der Peter!"

Das ist alles frisch und kräftig, in C-dur erzählt, die Wirtin ist offenbar stolz auf ihn, die Perle unter den „Ehhalten" — aber nun kommt der Moll-Akkord und die Hennen in ihrer Steige neben dem Herd, die die laute Stimme energisch akkompagnierten, picken leiser und sanfter im Takt, der Regen patscht und vor dem Hause rinnt der Brunnen unaufhörlich gelangweilt. —

„Woascht, der Wirt ischt auf und nieder wia der Peter, so guat und a so sauber ischt er g'west, wie i ihm 's erscht' mol g'sehg'n hab!" (die Wirtin hat einen viel jüngeren Mann, dem sie halb mütterlich und halb bräutlich mit den Blicken folgt, wenn er im Haus ist). — Nun kommt sie natürlich auf ihr Lieblingsthema, auf ihre Heirat, — das kenne ich in allen Variationen und denke an Rückzug.

Die rotgelben Feuerzungen züngeln am Fett der Bratpfanne in die Höhe, ersterben und richten sich

wieder auf. Das Gesicht der gerührten Wirtin glüht, dann verschwindet es im Rauche.

Wie dunkel es geworden ist; leer und schwarz schaut die Bauernstube mit ihren zwei weißgrauen Fensteraugen in die Küche zu mir.

Die pflichtgetreue, ernsthafte Kellnerin entzündet soeben die Lampe und öffnet die Thüre zum Gastzimmer noblerer Gattung nebenan. Auch hier brennt schon Licht, das sich trüb in den Wachstuchtischen spiegelt. Ein Frösteln kommt von dorther, Unbehaglichkeit, Langeweile.

Aber da kommen noch Touristen. Waschechte, drei Stück mit Wettermantel, Lodenhut, Nägelschuhen und Rucksack. Sie gehen in Abständen mit regelrechter Handhabung des Bergstockes „in Ruhe" und ziehen eine nasse Straße durch die Bauernstube ins Herrenzimmer. Da muß ich hinüber, die Waschechten haben eine viel anheimelndere Atmosphäre gebracht. Ihre Wettermäntel und Rucksäcke hängen an den Wänden und nehmen ihnen ihre grau getünchte Einförmigkeit („Noblichkeit" heißt's die Wirtin), weißes Leinen verhüllt mildthätig das schwarze Aergernis der Wachsleinwandnen.

Den beiden Jüngeren war ein grauer, kleiner Gnom mit vielgewanderten, kurzen Beinen vorausgestiegen. Er sitzt richtig früher wie die zwei Anderen, hat schon Essen bestellt und blinzelt schadenfroh, weil sich seine Genossen gar so umständlich setzen.

„Sans ebber gar müd, meine Herrn?“ spottet er und läßt seine Beinchen baumeln.

Die wehren schnell und unter Lächeln ab und sitzen stramm auf ihren Holzstühlen.

Eine eigentümliche Pflanze, der Gnom. Er trägt eine sehr weite Hose, überall gleich im Umfang, aus der er unten mit dünnen Beinen und eine umfangreiche Joppe, aus der er oben mit einem dürren Halse herauswächst.

Zwinkerig und unruhig sind seine Aeuglein, halb schadenfroh zugekniffen, die Nase hängt dick und lang wie eine welke Gurke über den grauen Schnurrbart, der ebenso borstig ist, wie die wenigen Haare, die in einem Büschel vom Hinterkopf abstehen. Dem ganzen Kerl sieht man den Junggesellen an. Er hat auch ganz das hingebend Herrschsüchtige und listig Ueberlegene, das ältere Unbeweibte im Verkehr mit jüngeren Beweibten gerne annehmen.

Die zwei anderen tragen Eheringe und werden deshalb und wegen ihrer Touristengrünheit von dem braunroten, verwitterten Kraxler verachtet.

Der blinzelt sie, halb gebückt und zusammengeschrumpft dasitzend, mit glänzenden Aeuglein an. Fortwährend.

Die schauen auch nach ihm, mit nervöser Heiterkeit, ungewiß und ängstlich dabei. — Ein erheiterndes Abhängigkeitsverhältnis.

Der eine ist ein dicker Kerl, mit stolz entwickeltem Oberkörper, aber wackligen Beinen, verborgen durch eine Art Pumphosen. Sein Gesicht ist breit, mit plattgedrückter Stulpnase. Er strebt Flottheit an, markiert durch ein kleines Lodenhütl, schief auf dem linken Ohr, das er am liebsten den ganzen Abend aufbehielte und nur schwer von sich gibt — — — und Manneskraft, denn er läßt sehr unnötig an diesem kalten Regentage seine Joppe offen stehen und treibt den Fettansatz, den schwellenden, als breite Brust aus dem Jägerhemd heraus. Natürlich hat er fleischige Hände, lacht fett und mit dem ganzen Körper und übersieht mich vollständig. Der dritte dagegen schielt fortwährend über seine Brille nach mir, er will beachtet sein. Er und sein weicher Vollbart, den er mit einer gewissen Hingebung liebkost. Dabei wirft er einen so beredten, zum Vergleich auffordernden Blick auf seinen unbehilflichen Genossen, daß man sieht, er gibt sich als schönen Mann, er spielt in seinen Kreisen den schönen Mann. Allerdings ist sein Kopf fast kahl, aber seine Gestalt erscheint groß, er ist schlank gewachsen, erlaubt sich Kniehosen. Die Waden sind zwar dünn, aber die Wollstrümpfe desto dicker.

Er ist der erste, der zu sprechen beginnt.

„Kolossale Leistung heute,“ meint er, etwas lauter als nötig, natürlich meinetwegen.

„Leistung?“ der mit der Stulpnase drauf und schielt nach dem Gnom. Er weiß ihn besser zu nehmen!

„Die paar Stundeln, gengans, wir stehen ja in unsrer vollen Manneskraft.“

Hie und da war er aber auch schmerzhaft auf dem Holzstuhl hin- und hergerückt.

„No mein,“ meint der andere, „ich rechne halt den gestrigen Tag mit dazu,“ und sieht dabei den Alten an.

„Ja, ja, mit gestern war's a ganz netter Anfang, meine Herrn,“ brummelt der, „aber warten's, wenn mir morgen den Rofan nehmen!“

„Ja mein, wenn's — wenn's aber so regnet,“ stottert der Schöne und streicht die Länge seines Bartes herunter.

„A, was, regnet,“ entgegnet barsch der in seiner vollen Manneskraft Stehende, da er sieht, daß der Gnom seine Gurke geringschätzig in Falten zieht, „als wie wenn's morgen net schön werden könnt! Thun's Ihnen net gar a so kümmern, morgen scheint d' Sonn'.“

„Und i mecht' mein Ruh, essen's jetzt, meine Herrn, da ham's Ihnen Braten und Ihnen Pfannkuchen, lassen Sie's Wetter sein und fangen's net zum streiten an, wie schon öfters.“

Die Beiden kauen gehorsam weiter. Man hört nichts wie das Knirschen der Messer und Gabeln auf den Tellern.

Auch in der großen Wirtsstube nebenan wird das Essen für die Dienstboten aufgetragen. Die Blechlöffel klappern. —

Dann kommt der eintönige Akkord des Betens. Zwei Männerstimmen fangen an, hierauf folgt die höhere Frauenstimme (Franzi), dann die tiefere (die Kleine), setzt aus und beginnt aufs Neue, dazu die verschwommene Begleitung der übrigen Stimmen — —

Ein weiches, leises Gesumm, wie von Bienen, beruhigend, einschläfernd.

Es ist Frühling, die Sonne scheint, der Schnee zergeht und die Wildwasser rauschen in der Ferne. — Das ist das Raunen und Murmeln des Frühlings in den Thälern.

Da bricht es plötzlich ab, die Uhr tickt wieder, die Dienstboten ziehen mit schweren Schritten über den Boden — es regnet.

Die Beiden vom Ehejoch Losgelassenen schwelgen mit Messer und Gabel zugleich im Maul in einer üppigen Mahlzeit. Noch bei Braten und Schinken liebäugeln sie schon mit danebenstehenden Forellen und schnuppern schon nach dem Kuchen, mit dem die kleine Kellnerin eben sichtbar wird, der Schöne auch nach der Kleinen selbst.

„Brauchst's g'rad der Mein' net z'sagen," bemerkt er halb verlegen und flüsternd der Stulpnase zugewendet. —

„A was," begnügt sich der zu erwidern. Das Messer in der Hand und die halbe Forelle im Backen, will er die Kleine zu sich niederziehen. Aber der Alte stößt ein kurzes, wütendes Räuspern aus — die

wortkarge Blonde ist frei und der zornmütige Gnom, der die Schwelger schon geraume Zeit mit ungeduldigem Hin- und Herrutschen verfolgte, humpelt ihr dunkelrot vor Zorn nach.

Gleich rücken die zwei näher zusammen.

„Jessas, jetz' ham mir richtig 'n „Vatern" vertrieben mit lauter Esserei," kichert der Schöne.

„Oder was!" die Stulpnase träge, halb aus der Verdauung heraus.

„Er schaut sich ums Wetter um."

„Oder was!" die Stulpnase abermals, ironisch. —

Von der Flur her ertönt Franzis bekanntes Lachen.

„Die mit'n Netzel" konstatiert er einsilbig, verächtlich. „O Jessas!"

Dann beginnt der Fettansatz zu schwellen; er wird entschlossen, bewußt.

„Sie, hören's, i geh' ihm fein morgen nicht auf'n Rofan, wenn nicht der schönste Tag ist. Soll mir g'rad einfallen, die Rennerei ist die reinste Komödie. Zum Vergnügen sind mir in die Berg! Ja, a schön's Vergnügen! I mog nimmer. I setz' mi auf d' Bahn in Jenbach und fahr' heim, nach München."

„Ja, wie wollen's denn loskommen?" kopfschüttelnd der Schöne.

„Meinen's vielleicht, i trau' mi' nöt?"

Der Fettansatz schwillt höher und höher.

„Der rennt uns ja no z'tot," stimmt der andere bei, bartstreichelnd.

„Is dös an Erholung? I kann's nöt dermachen. A Schand war's a no, wennst sagest, daß d' müad bist. Wissen's was, dös geht nimmer. Mir bereiten ihn langsam d'rauf vor, heut Abend, daß mir heimfahren. Aber schön stad, er is a damischer Kerl."

„A damischer Kerl! A Jungg'sell is er, a verdrahter. Und geizig. Haben's den Zorn nöt g'sehg'n über unser Essen? Und erst von die Weiber, wenn mir erzähl'n, da wird er fuchswild und thuat, wie wenn er koane anschauget. Derweil, o mein, o mein! Der Planer! Alle kennen's ihn hier, die Madeln."

„Wer sagt denn dös?" blinzelt der Schöne.

Die Stulpnase schaut ihn lachend und fettwackelnd an.

„So! So! Sie san Oaner!" — — —

„Aber dabei bleibt's, daß mir morgen nicht mitgehen."

„Jawohl."

„Profit!"

„Du, „Freund," sollst leben!"

Die Gläser klirren, sie lehnen sich befriedigt zurück.

Schritte im Nebenzimmer. Der besänftigte Alraun erscheint wieder.

„Regnen thut's schon, meine Herren, aber morgen kann's gut werden, wenn's auch a bißerl regnet, wenn mir abmarschieren. Was meinens, gehen wir um 4 Uhr oder um 4½?

„Aber,“ beginnt der Schöne, „aber,“ schielt über die Brille, „aber mir,“ streicht seinen Bart und nimmt abermals einen Anlauf, „aber mir ham g'meint“ — — sieht zornig die Stulpnase an und schweigt.

„Ja freilich, um 4 Uhr,“ bekräftigt der Fette, der sich und den Kameraden vom Gnom fixiert fühlt.

Unsicher und überrascht schaut der Kahlkopf auf.

„Aber, mir ham doch g'meint — — hm — — daß mir d'Wettermäntel anziehen, wenigstens,“ wagt er unbeholfen und täppisch.

„Steigen's ner auf'n Rosan mit Ihnen langen Wettermantel,“ grinst der Alraun.

„Sag nix mehr,“ murmelt der in seiner vollen Manneskraft Stehende dem Schönen zu, und stößt ihn unter dem Tisch nachdrücklich auf die Wollstrümpfe.

Dann sind sie still, alle drei. Man hört die Dachrinne patschen. Nach kurzer Zeit stehen die Verschworenen, nachdem sie sich zugenickt, mühsam auf. Im Anblick des Alten werden sie strammer.

„Schaug'n Sie vielleicht nach'n Wetter?“ höhnt ihnen der beim Hinausgehen nach.

Kaum sind sie draußen, so stolpert die kleine Kellnerin mit halbverschütteten Weingläsern zornrot über die Schwelle.

Das versetzt den Gnom in Stimmung. Er räsonniert nicht einmal über das schlechte Viertel Special, sondern treibt ein vergnüglich baumelndes Spiel mit seinen kurzen Beinchen.

Stimmung, Wein und Baumeln bringen ihn zu einem friedlichen Dusel in der Ecke. Er duselt noch, als die zwei Verschwörer aus der halbdunkeln Verschwiegenheit des Hausflurs zurückkehren. Vorsichtig drücken sie sich um die Ecke und sitzen flüsternd nah zusammen. Allmählich werden sie lauter, vergessen nach dem „Vatern" zu schielen und kichern und witzeln über die Weiber im allgemeinen und die Steinberger insbesondere, bis sie glücklich bei ihren eigenen Weibern gelandet sind.

Da werden beide, nun in Hitze, so vertraulich und laut, daß es dem Alraun im Schlaf einen Ruck gibt und er erschreckt mit seinen Beinchen einen Stützpunkt auf dem Boden sucht, ehe er ganz zu sich kommt.

Die haben nichts gesehen und reden eifrig weiter.

Der Schöne: „Du mein Lieber, die Mein is a fein's Weiberl. Die Figur! O i sag dir!" Er schnalzt mit den Fingern. „Und trotz ihren Korpus is die am Wendelstein g'stieg'n und hot danach no' mit meine Freund tanzt, nobel tanzt, herunten in Bayrisch-Zell, mit mir a, freilich mit mir a, natürli."

„Woaßt, die Mein hot koan so Postur wie die Dein" — sie reden oberbayrischer je eifriger sie werden — „aber fein is, apart. A Schneid hot's und a Temperament! Woaßt, wenn i so von Wirtshaus —"

„Jetz hören's, meine Herrn," schneidet der völlig erwachte Alraun die unausbleiblichen intimeren Ergüsse der beiden ab, „i dank für dös G'red. Wenn's mit

mir geh'n woll'n, nachher san's stad von den Zeug. Ham's mi verstanden?"

Die beiden sehen sich an und schnappen geistig nach Luft, da ihnen der Faden so schwupps entzogen ist.

„Einen Wein werd' ich mir noch leisten," meint zur Beruhigung der mit dem Vollbart. „Ich auch," der andere.

„Da müaßt' i bitt'n. Koan Wein wird mehr trunk'n. Meinetwegen mästen Sie sich halb, es scheint, Sie ham an guten Magen," (die kichern unterdrückt) „aber i protestier gegen dös viele Trinken. Dös wär morgen die recht Steigerei! Nix da. Um 3 muaß auf'g'stand'n werden. Mir geh'n jetzt ins Bett." So der Gnom und greift nach Bergstock und Rucksack. Seine Gefährten wagen es nicht, sich gegenseitig anzuschauen, erheben sich aber sogleich seufzend. Der Schöne wirft noch einen sondierenden Blick in der Richtung meines Tisches, und der in seiner schönsten Manneskraft Stehende mit abgeschwelltem Busen versucht halb schläfrig und halb oppositionell die ernsthafte Kellnerin in die Wangen zu kneipen.

Dann poltern die drei wortkarg die Treppen hinauf in ihr gemeinsames Zimmer. Umsonst blüht Franzi im Hausflur und auf der Stiege an ihnen vorbei und wischt den Mund abwechselnd mit der Rechten und mit der Linken, — vorüber.

Etwas später, nachdem mich die Wachsleinwandnen in mein Zimmer vertrieben, schleichen Franzi und die

Kleine still in ihre Kammer zu meiner Linken und zuletzt folgen Wirt und Wirtin in die ihrige zu meiner Rechten.

Die letztere ist in zärtlicher Stimmung, da der Wirt den ganzen Tag fort war und müd und naß heim kam.

„Woascht, Tonerl, grad so a Wetter war's, wia mir von Achenkirch nach Tegernsee gefahren sind."

„Jawoll", der Wirt drauf, der kein Freund vom vielen Reden zu sein scheint.

„Hat's da an d'Wagenfenster patscht, und d'Baam ham hing'schlag'n! Grad völlig dunkel ischt's wor'n, wia mir durch'n Wald g'fahr'n sin. G'red ham mir it viel, grad ang'schaut. Aber nach'm Mittag in Kreuth sin mir bekannt wor'n. Wor's it schön, Tonerl?"

„Ja freiliach" mit tiefem Kehlton der Wirt.

„Koan Mensch weit und breit, der Kutscher hat g'schlafen. Woascht, wie mir verstohlens g'schaugt ham, ob er uns it siecht im Wagen herinnet? Und mein Muatterl in Tegernsee! Wia dö thoan hat, wia'r in Hochzeiter glei' mit'bracht hab!"

„Hot's di g'reit, Tonerl?"

Keine Antwort. — Sie lachen leise. — Nur hie und da wispert's.

Eine wunderbare Nacht! Grau der Himmel, wie lange Gazeschleier ziehen die Nebel durchs Thal. Ziehen langsam, lautlos. Hängen über dem schweigenden

Wald an den Felsen, gleiten an den Tannen herab und huschen in die Schlucht. Dunkel sind die Wiesen und die Felder, schwarz die Berge, sich aus dem Dunstgebräu reckend.

Weiß und kalt hebt sich der Turm der Kirche auf der Anhöhe, die Grabkreuze schauen ins Thal und die Kalkmauer des Friedhofes zieht einen scharfen, hellen Strich in das Nachtdunkel. Kein Ton. Nur das Regengeplätscher. Die Nebel ziehen. Etwas Tappendes, Vorsichtiges, auf den Fußspitzen Gehendes liegt in der Nacht.

Zwei weiße Steine leuchten wie Augen aus der Wiese. Unförmlich kauern dort aufgeschichtete Heuhaufen. Da regt sich's! Ein leiser Pfiff! Eine Gestalt taucht auf, schleicht gegen das Haus und verschwindet hinter dem Holzstoß.

Zu meiner Linken in der Kammer, in der Franzi und die kleine Blonde schlafen, tappt Jemand über den Boden.

Bretter knarren schadenfroh.

Die Gestalt drunten kommt wieder vor, schwankt vorsichtig mit einem langen Gegenstand, eine Leiter wird angelegt. Daß ich auch den Burschen in der Dunkelheit nicht erkennen kann! Doch keiner von den Waschechten?

Er ist ein großer. schlanker Kerl.

Peter?

Die Silhouette des Kopfes, die sich von dem hellen Bewurf des Hauses abhebt, zeigt wirres Kraushaar.

Nun streckt er die Hände gegen das Fensterkreuz, von der Kammer kommt ein verhaltener Ruf. Er ist verschwunden, und die Nacht sinkt wieder in ihre Ruhe, in ihr geheimnisvolles Raunen zurück.

Gilt's der Franzi oder der Kleinen? Die Eine schnarcht, daß man es trotz dem unaufhörlichen, trägen Klopfen der Dachrinne hört. Sonst ist Stille. Nur der Baum vor der Kirche plaudert leise, ein kurzer, klagender Vogelruf und beschwichtigendes, einförmiges, müdes Geriesel. — —

Es regnet.

Eine Eisenbahnfahrt.

Ich war glücklich den Umarmungen, Abschiedshändedrücken und verschiedenen wohlgemeinten Wünschen meiner zärtlichen Verwandten nach einigem Dank- und Entgegnungsstammeln meinerseits in den nächstbesten Wagen entkommen und zwar in die ziemlich heiße Ecke eines Damencoupés, hatte dort forschende Blicke aus acht Augen mit aller Wohlerzogenheit und Niedergeschlagenheit nicht bemerken wollen, und dann die Antrittsvisite der acht Augen, erst nachdem sie sich wieder zurückgezogen, erwidert.

Nr. 1, die Augen mir gegenüber, saßen in einem Gesichte, das so trostlos nach Spießbürgertum aussah, daß selbst das kurz geschnittene Haar, das braune Herrnhütchen, der prätentiöse Reisemantel und einige andere Anzeichen einer versuchten Emanzipation nicht über die reinste Ausgabe einer alten Jungfer hinwegtäuschen konnten.

Nr. 2, die Augen, die mir den längsten und forschendsten Blick abgestattet hatten, gehörten zu einer ganz eigentümlichen Physiognomie. Es lag etwas Lauerndes, Vampyrartiges in dem blassen Gesichte,

den grauen Augen, die die Eigentümlichkeit hatten, sich beim Beobachten weit aus den Höhlen zu drängen, während der Kopf sich senkte, unterdrückte Leidenschaft lag in den Nasenflügeln, die beim Sprechen vibrierten. Es waren eigentlich ganz regelmäßige, aber abstoßende Züge, die Figur groß, schlank, gewaltsam steif aufgerichtet, die Dame repräsentierte auch hier in ihrer Seidenrobe, dafür war sie Frau eines Offiziers. Ich hatte sie während des Abschiedes von meinen Verwandten einsteigen sehen, ein Bursche trug ihr Gepäck und der schüchterne Gatte, der sie fortwährend anlächelte, hatte sie im Glanze seiner goldenen Knöpfe und Tressen an den Wagenschlag gebracht.

Da nun Nr. 3, das andere kleine Wesen in derselben Ecke, mit ungewissen, unruhigen Aeuglein, auch von einer Uniform an die Bahn begleitet worden war und nach sichtbaren Liebesblicken und hörbaren Küssen neben der Seidenen Anker gefaßt hatte, schien es der Gattin der einen, etwas höher gestellten Uniform als eine schuldige Pflicht, der Gattin der subalternen einige ermutigende Worte zu sagen. Man war nun einmal so ohne Vorstellung zusammengewürfelt, und das rundliche, junge Weibchen konnte doch als gewissermaßen legitimiert gelten.

In der anderen Ecke, etwas im Schatten der zugezogenen Gardine, lag Nr. 4, eine unentwirrbare Masse von schwarzen Kleidern und menschlichen Gliedern. Deutlich sah ich nur ein braunes, kleines Gesicht,

mit sehr weißen Zähnen, große, dunkle Augen, über die wollige Haarsträhne wie eine Mähne herunterhingen. Ich muß gestehen, diese schwarze Kugel interessierte mich am meisten vorderhand, ich beschäftigte mich vorerst herauszubringen, wie sie sich in der Ecke zusammengerollt hatte. — Füße sah ich keine, Hände nicht zu entdecken, wo die Taille aufhörte und der Unterkörper anfing, war mir ebenso unklar, wie der Uebergang von Brust oder Schultern zum Kopfe, ich konnte mit dem besten Willen keinen Hals wahrnehmen. Dann strengte ich mein Gehirn weiter an, in welche Kategorie von Frauen ich sie zu rangieren hätte, — sie paßte mir in keine der aufgezogenen Schubladen deutscher Ordnung. Also Ausländerin.

Für Französin zu wenig graziös, zu unachtsam angezogen, Italienerin wohl der Nachlässigkeit halber, aber nicht lebhaft genug, Südländerin mußte sie sein; — es lag etwas unglaublich Träges, Apathisches in den dicken Augenlidern, der gekauerten Stellung. Sie beachtete weder die beiden, vom Himmel und vom Staate durch die Stellung ihrer Gatten bevorzugten Damen, noch mich sonderlich, entrollte sich auch nicht in ihrer Ecke. Mit der Emanzipierten schien sie schon einige Zeit unterwegs zu sein, denn sie nahm das von derselben angebotene Glas Wein mit stummem Danke an. Ihre dicken, braunen Finger stacken voll Ringe, sie fuhr sich ein paarmal durch ihre Wollsträhne und sank dann wieder formlos in sich zusammen,

halbwach und schweigend wie wir alle, während uns der Zug unter Pusten und Schnauben nach München führte.

An der nächsten Station wurde die Coupéthüre rasch aufgerissen, der Kopf eines jungen Mädchens, anscheinend ganz niedlich, schaute herein, dann wurde die Thüre wieder zugeschlagen. Draußen stand die obligate Begleitung, die sich wie immer abmühte, noch ein paar Worte zu finden, und trotz aller Abwehr standhaft und gelangweilt aushielt, bis sich der Zug in Bewegung setzte.

„Aber ich mag nicht ins Damencoupé," schrie die Kleine draußen, „es ist mir zu langweilig". Der Bruder oder Vetter Student neben ihr lachte und die kleine Schwester auch. Der Papa, der bis jetzt von einem Fuß auf den andern getrippelt war und zwar mit Würde, zog einige Falten, und da die Zeit kurz zu sein schien, schob er die widerspenstige Tochter wortlos wieder hinein. „Noch Eine!" seufzten die Uniformen und rückten auf ihrem reservierten Platz instinktiv näher zusammen. Der Student reichte einen kleinen Koffer herein, den die Kleine schmollend hinauflegte, sie war über ihre Weigerung rot geworden und lehnte sich jetzt verlegen zum Fenster hinaus. Eigentlich ein hübsches Ding mit den hellblonden, kurzen Haaren und der schlanken Figur, höchst originell angezogen, man sah es dem alten Nilpferd von Papa, der in einem fort pustete und sich den Schweiß von

der Stirn wischte, gar nicht an, daß er eine so zierliche Tochter hatte. „Nimm dich ja in acht, mein Kind, in München, besonders vor der Abendluft," ermahnte der Hippopotamus und trat noch immer von einem Fuß auf den andern. Der Student lachte, daß ihm der Kneifer von der Nase fiel, die Kleine im Fenster sah ihn fortwährend an nnd lachte auch ununterbrochen. „Grüße alle ja nochmals," rief sie dem heiteren Vetter zu, wobei sie ihr verständnisvolles Lachen fortsetzten.

Dann gab es einen Ruck, der Zug fuhr weiter, die kleine Schwester lief noch einige Schritte mit. „Adieu Toni," schrie sie aus vollem Halse und schwenkte ihr Taschentuch; hierauf konnten wir das blaue Kleid mit der roten Blouse, das so „chic" aussah, auch von vorne bewundern, das Fräulein hatte sich neben mich gesetzt. Besonders geistvoll sah der Blondkopf nicht aus, strebte aber sichtlich an, neckisch und auffallend zu erscheinen, der echte Backfisch mit zwanzig Jahren, den Kopf voll von der eigenen kleinen Person und der Männerwelt, in Courmacher und Nichtcourmacher eingeteilt.

„Die Damen entschuldigen wohl, wenn ich rauche." Ich erschrak, die Kugel hatte gesprochen, fast korrekt, mit etwas Accent, sie rührte sich auch. Aus ihrer kleinen Reisetasche nahm sie Tabak und Zigarettenpapier und begann mit ihren kurzen Fingern zu drehen; sie hielt dabei die Arme fest an den Körper gepreßt, richtete sich kaum auf und ließ ihre dicke Unterlippe hängen.

„Darf ich den Damen anbieten?“ frug sie, nachdem sie kopfnickend allseitig Gewähr zum Rauchen erhalten hatte. „Deutsche Frauen rauchen nicht,“ rief die Seidenrobe, sie richtete sich noch steiler in die Höhe und ihre Nasenflügel bebten; ihre rundliche Nachbarin war rot geworden bis hinter die Ohren, „nein, o Gott nein,“ flüsterte sie und streckte die eine Hand abwehrend aus. Der Emanzipierten hatte es die wässerigen Augen noch mehr zum Kopfe herausgetrieben vor Entrüstung. „Ich danke wirklich (sie sprach kurz abgebrochen mit etwas theatralischem Ton), Tabak wird meine Lippen nie berühren.“

Die Kleine neben mir kicherte, ich ahnte, daß sie nehmen werde; sie nahm schnell, wie wenn sie fürchtete, die Emanzipierte könnte ihr etwa den Tabak wieder entreißen, dann kam ich an die Reihe, die Kleine schaute mich wohlwollend an und betrachtete sich von nun als zu mir gehörig.

Die schwarze Kugel lächelte: „Sie sagen, deutsche Frauen rauchen nicht, sehen Sie hier die beiden Damen,“ wandte sie sich, fast zwischen jedem Wort an der Zigarette ziehend, zu der Aristokratie unseres Coupés. Es war mir recht behaglich zu Mut. Der Tabak war vorzüglich, ich lehnte so mollig in den Kissen und wartete auf die Diskussion, die nun kommen mußte; auch die Kleine fand es scheinbar nicht mehr langweilig. Der Rauch unserer Zigaretten zog sich zwischen den feindlichen Parteien hin und her, ganz langsam

legte er ironisch einen dünnen Nebelschleier um die Emanzipierte, so daß wir nur ihre froschähnlichen Augen sahen, die entsetzt auf uns Auswürflingen haften blieben.

„In unsern Kreisen wird nicht geraucht," die höhere, „nein, nicht geraucht," die subalterne Uniform.

„Die Männer verabscheuen die Zigarette im Frauenmund," dozierte die ältliche Jungfrau und hielt ihre Augen immer noch auf uns gerichtet.

Sollten wir nicht vernichtet sein in diesem erlauchten und hochmoralischen Kreise mit unsern Ausschweifungen?

„In meiner Heimat rauchen alle Frauen, alle Mädchen," — die Kugel amüsierte sich sichtlich und wünschte das Gespräch fortzusetzen.

„Dafür sind Sie Ausländerin," kam es abweisend von den dünnen Lippen der Seidenen. „Gewiß, Spanierin, aber —" „So, Spanierin?" frug hastig, wie erleichtert die Emanzipierte dazwischen; es mochte auf der ganzen Reise wie ein Alpdruck auf ihr gelegen haben, daß sie ihre Neugierde in der Richtung nicht hatte befriedigen können.

„Wir rauchen den ganzen Tag," die Spanierin wieder, „ich finde es höchst angenehm, in der Hängematte zu liegen und zu rauchen."

„Wir haben keine Zeit, in Hängematten umher zu liegen und zu rauchen," ihre Gegnerin.

„Was thun Sie sonst immer, meine Gnädige?" die Kugel sehr harmlos, an ihrer Zigarette drehend.

„Deutsche Frauen sorgen für ihren Gatten und ihre Kinder.“

Ich wurde konfus, warum erhitzte sich die Seidenrobe so zusehends und warum gerierte sie sich als deutsche Frau? Das konnte ich mir nicht mit ihrem Gesichte vereinbaren, Hochmut, Engherzigkeit, Leidenschaft hatte ich gefunden, aber das nicht. Wozu die Komödie?

Die Kleine neben mir freute sich so über das Gespräch, daß sie die Beine heraufzog und mich fortwährend anblinzelte, die ältliche Jungfrau hörte mit offenem Munde zu und das kleine Weibchen hing ängstlich an den vorgesetzten Lippen.

„Das thun wir auch,“ meinte die Spanierin, „dazu braucht man aber nicht den ganzen Tag herumzulaufen; meine Sorge für die Kinder z. B. besteht nicht darin, daß ich sicher weiß, wenn sie sich ein Loch in den Strumpf gelaufen haben, oder ihre Nase geputzt gehört.“

„Das Kleinste ist hier wichtig, wenn man es selbst und mit Liebe thut,“ lautet die Entgegnung in spitzkühlem Ton.

„Ich thue das nicht selbst und würde es auch nicht mit Liebe thun, das machen andere besser für mich, ich bin übrigens auch krank, da kann ich nicht immer für meine Kinder sorgen.“

„Dann können Sie an ihr Wohl denken.“

„Das kann ich beim Rauchen und in der Hängematte auch,“ lacht die Kugel, „und wenn Sie krank sind, werden Ihre Gedanken auch keine Wunder thun.“

„Sie werden mich doch nie verstehen,“ wünscht die Seidene das Gespräch zu beenden, „Sie sind eben keine Deutsche, wir leben nur für den Gatten und die Kinder;“ sie wendet sich halb ab.

„Wir opfern uns immer, auch wenn wir unverheiratet sind,“ dabei seufzt die Jungfrau, „ich z. B. opfere mich der Kunst.“ — „Der Kunst?“ sagt, nein, schreit in maßlosem Erstaunen die Kleine neben mir, wie wenn sie plötzlich eine Nadel gestochen hätte, „Fräulein, sind Sie Künstlerin?“

Nun war der Schwerpunkt in unsere Ecke verlegt, das Auditorium saß mit gemischten Gefühlen.

„Ich will ja auch einmal Künstlerin werden, ich bin noch in der Kunstschule, studiere aber auch mit N. (sie nannte den Namen eines sehr bekannten Künstlers); mit wem malen Sie?“

„Ich? — O — ich stelle schon lange aus, ich bin fertige Künstlerin (es klang scharf und bewußt), aber welches Genre kultivieren Sie?“ Das Letzte schien etwas weicher, sie mußte den Drang fühlen, die anhegende Künstjüngerin etwas unter ihre bewährten Flügel zu nehmen.

„Ich studiere nur nach der Natur, immer zeichnen, unter tags haben wir Kopfmodell und abends ganze Figur.“

„Sie sind in einem Abendkurs, Sie zeichnen am Ende — Act? Nein, nein, nein, das kann, das darf

nicht sein, ein so junges Mädchen!“ (O du jungfräuliche Seele, die nach grüner Seife riecht!) „Ich hatte eine Ahnung, daß Sie Künstlerin neuerer Art sind, Sie haben so burschikose Manieren!“

Nun kam aber die Gutmütigkeit, die unter der Schicht altjungferlicher Verknöcherung und gewolltem Genialsein schlief, wieder an die Oberfläche. „Mein liebes Kind, wie kommen Sie zu der entsetzlichen Idee, nackte Körper, ich wag' es kaum auszusprechen, wahrscheinlich auch Männerkörper zu zeichnen?“ Sie schauderte, wie wenn sie in unserer jungfräulichen Coupéecke einen Mann auftauchen sähe, wirklich ohne Kleider.

Die höhere Uniform hatte sich nach unserem aussätzigen Winkel gewandt, das Gespräch schien sie plötzlich zu interessieren. Meine Kleine fand nichts Komisches in der Situation, obwohl sie über den Eifer der alten Jungfer lachen mußte, sie sprudelte doch in hohem Ernst heraus: „Mein Lehrer findet, daß es zu meinem Studium nötig ist, überdies ist es riesig interessant.“ Mit Ueberlegenheit ihre Partnerin: „Das ist entschieden Schwindel, ich stelle doch auch seit langem aus, ich verstehe überhaupt nicht, wie ein moralisches Mädchen dergleichen thun kann; was sagen ihre armen Eltern dazu?“

„O meine Eltern würden das auch ungeheuerlich finden, die verstehen das nicht, aber sie sind nicht in München.“

„So wohnen Sie auch noch allein?“

„Nein, mit einer Freundin zusammen, das ist lustig; wir haben viele Bekannte, kommen oft in Gesellschaft, kennen so nette Herren, es ist ganz anders wie in der kleinen Stadt, wenn ich denke, wie ich da lebte!“

Die deutsche Frau sah sie mit gehässigem Blick an. Was hatte ihren Unwillen gegen diese jugendlich frische Eintagsfliege erweckt? Konnte sie ihr nicht verzeihen, daß sie jünger und hübscher war? „Sie werden doch keine Herrenbesuche empfangen?“ frug sie ganz unvermittelt aus ihrer bis jetzt neutralen Ecke heraus.

„Aber ganz gewiß, gnädige Frau,“ mit dunkelrotem Kopfe die Kleine, das schien sie wirklich zu ärgern; „es sind junge Künstler, denen wir sehr dankbar sein dürfen, wenn sie unsere Arbeiten korrigieren, wir sprechen von unseren Studien,“ sie wurde immer eifriger, als sie das beständige Kopfschütteln der ältlichen Jungfrau und den Hohn der Seidenrobe sah, sie sprach immer schneller, „es ist doch nichts als kameradschaftlicher Verkehr.“ — „Und da haben Sie das Rauchen gelernt,“ schaltet die fertige Künstlerin ein. „Wir musizieren auch zusammen, gehen aufs Eis, ins Theater, wenn sich auch alte Jungfern auf die Köpfe stellen!“ Sie wagte in ihrem kindlichen Trotze sehr viel!

„Mein Kind, Sie sind auf einem falschen Wege, ich bedauere Sie sehr, was ich Ihnen sagen möchte, kann ich nicht hier sagen, da wir doch gewissermaßen

Kolleginnen sind, besuchen Sie mich einmal, hier meine Karte."

Die Kleine hatte sie dankend genommen und mich schnell dabei angesehen. Sie schien noch ganz echauffiert von ihren Bemühungen, diesem Geschöpf aus einer anderen Welt ihren Lebensgang klar zu machen.

Die Emanzipierte war wegen der schräg einfallenden Sonnenstrahlen von uns weg gegen die Mitte gerutscht, die Seidenrobe hatte mit der rundlichen Frau ein Gespräch begonnen, das so laut geführt wurde, daß man es im ganzen Coupé hören konnte, sie wünschte augenscheinlich die Beendigung unserer Konversation. Daß sie aber auch mit solchen Leuten zusammenfahren mußte, wir waren doch gesellschaftliche Parias! Doch das in seiner Kunst gekränkte kleine Köpfchen neben mir ließ sich nicht stören, pappelte unbeirrt weiter und hielt hartnäckig in aller Erregung daran fest, daß es mir noch eine Ehrenerklärung schuldig sei. Es mußte wohl ein unbestimmtes Gefühl in ihr aufdämmern, daß sie mir herzlich unbedeutend vorgekommen war.

„Glauben Sie nicht, daß ich etwa mein Studium gleichgültig nehme, nein, nein," sie zog die Augenbrauen in die Höhe und machte ein wichtiges Gesicht, „mir ist es schon ernst, Gott, Genie bin ich wohl keines, ich habe aber Auffassung für das Kinderleben, Geschick für Karikaturen, ich will später illustrieren, aber was versteht solch altmodische Schachtel davon."

Sie fand ihre Unbefangenheit in ihrem Zorne wieder und streckte die Füße weit von sich.

„Da sind die Berge,“ sagt sehr laut drüben die deutsche Frau. „Gehen Sie manchmal im Sommer ins Gebirge?“ wagt zum erstenmal das Echo eine Frage.

„Glauben Sie nicht, daß ich mein Studium vernachlässige, weil ich viel in Gesellschaft gehe, es ist so schön dort und ich bin so jung —“ die Kleine.

„O ja, ich bin immer in Tegernsee,“ höre ich die wieder drüben, „es ist wunderbar dort, man hat so viel Komfort, es ist nicht zu sehr Land, man vermißt nicht den entsprechenden Umgang und kann sich doch erholen.“

„Wissen Sie auch,“ meine Nachbarin wieder, „daß die alte Jungfer dort haarsträubende Sachen ausstellt?“ Sie machte eine Bewegung mit der Fußspitze in der Richtung der Emanzipierten, „hier, merken Sie sich ihren Namen, wenn sie je einmal etwas von ihr sehen sollten.“ —

„Mein Mann, nein, der bleibt nicht in Tegernsee,“ übertönte sie die Stimme der Seidenrobe, „der macht langweilige Fußtouren, wir fünf oder sechs feinere Familien haben unser Ensemble im Café am See, wir kommen zusammen und arbeiten, machen manchmal einen kleinen Spaziergang, es ist wirklich reizend!“

„Sehen Sie, sehen Sie, die Berge!“ Die kleine unmoralische Abendschülerin sprang auf, „wie wunderbar!“

Wir fuhren mitten auf der Ebene, mit rasender Eile sauste der Zug dahin. Die Wälder und Wiesen tanzten, die steifen Pappelbäume bogen und wendeten sich, ein ganzes Dorf drehte sich im Kreise, nun lag ein anderes weit weg in einer Mulde, nur der Turm und einige Dächer schauten heraus. Dann die wellige, weite Ebene, kein Hügel, nichts zwischen uns und den Bergen, nur Kornfelder, Aecker, Wiesen und Fruchtbäume. In hellem Dufte lag die lange Kette bis hinunter zu den Allgäuer Alpen im Abendschein. Fast ganz klar sah man die Zacken, die Schneefelder, die jähen Abstürze. Der Widerschein der Sonne glühte in den Gletschern und überhauchte sie rosig, wie langsam und majestätisch sie sich in dem allgemeinen Reigen neigten! Gemessen und ruhig zogen sie am Horizonte hin, nur manchmal verhüllt durch den schwarzen Rauch der Lokomotive. — Dann wirbelten wieder Kornfelder vorüber, ganze Streifen blutigroten Mohns schnitten die gelben Massen entzwei, am Bahndamme hüpften die Telegraphenstangen, nickten die Glockenblumen. Ein Wärterhäuschen flog vorbei, der Wärter salutierte; seine Frau stand bei der flatternden Wäsche, hielt die Hand vor die Augen und sah dem Zuge nach. Auf der Landstraße fuhren Wagen, die still zu stehen schienen, dann kam ein Wäldchen vorüber, ein Bach, eine Mühle, ein Dorf und immer blieben die blauen Berge ernsthaft in dem allgemeinen Tanze. —

Es wurde kühler, ein frischer Luftzug blies über die

Ebene, die Sonne sank und betupfte den hellbläulichen Himmel mit Gold- und Glutflocken, die Berge waren ferner gerückt, nun mit einem Male nahm uns eine dunkle Waldwand das ganze Bild.

Die kleine Malerin hatte aus irgend einer Tasche ein Skizzenbuch genommen und zeichnete trotz der Wagenstöße flott darauf los, den Kopf bald links und bald rechts drehend, ganz die Unbefangene spielend. Ihre moralische Kollegin saß wie erstarrt inmitten ihrer Gedanken, die schwarze Kugel schlief und die beiden Damen tuschelten miteinander und sahen den Kunstembryo neben mir an. Es wurde Abend, und wir näherten uns immer mehr der Stadt. Fabrikschlote tauchten auf, die Aecker wurden seltener, traten zurück. Die Bahndämme rechts und links waren nicht mehr mit den weißen Blütensträußen, den Kleeköpfen und gelben Rispen bewachsen, sie bestanden nur aus roter kahler Erde, die hier und da einen Grasbüschel trug. Es war wieder wärmer geworden, der Hauch der großen Stadt blies uns an, schon war sie sichtbar in ihrer Rauchwolke, die sich dicht und schwarz über den Dächern lagerte. Wie ein unförmlicher Klumpen drückten sich die Häuser zusammen, verschwommen schauten die Kirchen aus dem dicken Atem, den die Stadt aus ihren tausend Lungen sandte, hervor, nur die Doppeltürme der Frauenkirche reckten ihre schwarzen Kappen heiter und behaglich über den Nebel. Geleise um Geleise liefen nebenher, Wagen und Maschinen fuhren vorbei,

ein Zug brauste uns entgegen. Ueberall waren schon die Laternen angezündet, grüne und rote Lichter flammten auf, Arbeiter in kohlenberußten blauen Leinwandanzügen stiegen quer über die Schienen; lange Wagenreihen standen auf den unbenutzten Geleisen, der heiße Qualm der vorbeipustenden Rangiermaschine schlug uns entgegen, unser Zug holperte und rasselte, grelles Pfeiffen, heisere Signale übertönten das Gepolter. Da tauchte ein hohes, weißes Haus auf, dort eine Villa, ein grüner, schattiger Garten, dann verdeckten einförmige Gebäude wieder alles. Der Qualm der Bahn zog an den Fenstern vorüber, die Maschine schnaubte und pustete, ein Pfiff — und unser Zug fuhr langsam in die Halle mit ihrem milden elektrischen Lichte.

Der schwarze Knäuel in der Ecke entwirrte sich rascher als ich geahnt hatte, stülpte einen zerdrückten, schwarzen Filzhut auf die verwirrten Haare und steuerte klein, schwarz und schwammig mit vielgereister Spürnase direkt auf die Restauration los. Die keimende Malerin drückte mir vielsagend ein Stück Papier in die Hand, das ich später mit wirklich nichtssagenden Karikaturen unserer Reisegesellschaft bekritzelt fand, und verabschiedete sich sehr liebenswürdig, aber mit auffallender Hast von uns, ich sah bald im Gedränge ihre rote Blouse neben einem hellen Herrenjaquet auftauchen. Hoheitsvoll stieg die Emanzipierte über meine Füße und schritt im Gefühl ihrer keuschen Weiblichkeit

hinter den beiden Offiziersfrauen her, ich war die letzte. Noch in der Bahnhofhalle verabschiedete sich die Subalterne von der deutschen Frau, sie wurde von einer strammen Magd erwartet und auf dem Heimweg gardiert. Die Seidenrobe zögerte einen Moment, zog den Schleier über das Gesicht und bog in einen der Seitengänge rechts ein. Ich hatte denselben Weg zu nehmen, um zur Pferdebahn zu kommen, ging achtlos in ziemlicher Entfernung hinter ihr. Der Gang war nur wenig erleuchtet und ganz leer, deutlich hörte ich die Schritte vor mir, plötzlich klangen schwere Tritte dazwischen, ich stutzte, in dem dämmrigen Gang sah ich die Umrisse einer jugendlichen Männergestalt, die auf die Dame vor mir zukam. Die beiden verschwommenen Gestalten hielten eine Weile an, verschwammen förmlich in eine, dann schritten sie vereint weiter in dem beengenden Dämmerlicht des Ganges. Mit einer bewußten, festen Uebereinstimmung klangen die Tritte, ein Vorhaben, ein gemeinsamer Entschluß sprach aus jedem neuen Aufsetzen des Fußes. Ich ging schneller, die so plötzlich auftretende Figur des Liebhabers hatte mir endlich vollständige Klarheit gebracht, nun verstand ich den Haß, der in Ton und Blick das kokette, hübsche Ding neben mir verfolgte. Der Mann, in dessen Arm sich die deutsche Frau ganz verkroch, war ein noch sehr junger, sogenannter hübscher Kerl (ich sah ihn flüchtig, als er eine der am Platze wartenden Droschken herbeirief), eine Dutzendware, wie sie in den meisten Salons

und Gesellschaften zu treffen ist, und welche die kleine Malerin gewiß mit Feuer kultivieren würde.

Die Droschke fuhr fort, ehe ich in die Pferdebahn stieg. Es war eine wunderbare, laue Sommernacht, aus den Gärten an der Landstraße kamen die süßlichen, schweren Düfte der Akazien, ein feuchter Hauch strich über die Wiesen vom englischen Garten her.

Einsam und still war mein Weg, nur die Nachbarkinder saßen vor der Hausthüre und wisperten. Das eiserne Thor knarrte, der schwarze Hofhund Attila umwedelte und beschnupperte mich. Unser Haus lag dunkel und ruhig, mit weit geöffneten Fenstern, aus dem Garten scholl gedämpftes Sprechen und Lachen.

In dem kleinen Zimmer auf der Rückseite des Hauses brannte die Lampe über dem gedeckten Tisch, das Wasser in der Theemaschine brodelte, das Klavier war noch geöffnet, wie ich es gestern gelassen und meine Rosen standen frisch in dem Glase neben meinem Teller. Die hatte gewiß meine Mutter hingestellt, sie wollte auf mich warten und war über dem Warten in ihrem Lehnstuhl am Ofen eingeschlafen.

Das offene Fenster schnitt ein längliches Viereck aus dem dunkeln Nachthimmel mit seinem Sternengeflimmer, im Grase draußen zirpte eine Grille, schwieg eine Weile und begann aufs neue. Die große Uhr tickte behäbig, dann schlug sie schnarrend neunmal, — meine Mutter erwachte.

Hochzeitsfest.

Vor der Kirchenthüre hält das Brautcoupé, halten in starrer Linie die vielen schwarzen Wagen wie ein dunkler Strich auf der sonnigen, weißlichen Straße.

Eine prickelnde Neugierde durchfährt die Menge. Zieht in weiten Kreisen über die Köpfe, fiebert in Händen und Füßen, glotzt aus den Augen — — leise, leise stiehlt sie sich in die seidenen Wagenpolster, verkriecht sich im mattweißen Brautbouquet, süß, sinnlich duftend aus Malmaisonrosen, Myrthen und Orangenblüten.

Schaut vor aus den Blüten, mit gelblichem, rotflimmerndem Blick, schaut die Braut an —

Die Braut! — —

Ein Beben, ein Zurückweichen hat sie erfaßt, zage Furcht vor dem gelbrötlichen, lauernden Tierblick. Schon ist die Wagenthüre weit auf, die Kirchenstufen blendend im Sonnenschein prahlen mit schmeichlerisch sattroten, weichen, unterwürfigen Decken, aus dem dunklen Kirchenthor schauen feierlich wartende Pflanzen, hoch, grün, mit ernsten, mahnenden Blätterzweigen im Lichtgeflimmer. — Schon raschelt und schwänzelt der

starre Atlas der Brautschleppe geschäftig über den Wagentritt, bauscht sich hochmütig auf den sich bückenden Läufern und zieht in das Kircheninnere, ernst und würdig.

Weißer Atlas, weißes Tüllgewoge, sanft, scheu um erblaßte Mädchenwangen, schwüler Rosengeruch, vorwitzig beherrschen die Orangeblüten, wesenlos, steif hält sich die Myrthe. Steif, schwer drückend der Kranz im Haar, die weiße Myrthe.

Weiße Farbe, weiße Blumen, Myrthen und Orangenblüten —

Ein Schauer überläuft die junge Braut.

Den gelbrötlichen, lauernden Tierblick sieht sie überall, in den Kirchenstühlen hockt er, grinst von den Seitengängen, nickt aus den Nischen, wartet am Altar.

Und rötlicher wird er, schillert, funkelt, sitzt in den Männeraugen, kommt auf sie zu, näher und näher, heftet sich an ihr Kleid, läuft über ihr Gesicht, ihre Brust — — ihr ist's, wie wenn sich das Kleid loslöse von ihr, ihr weißer Leib nackt, besudelt, beschmutzt in der Kirche stände, unter den grünen, steifnackigen Pflanzen, im stetigen Lichtgefunkel.

Weiße Blüten, weißer Atlas —

Sehen sie sie Alle, Alle?

O sie wissen, daß sie heute, nur heute noch Jungfrau ist, sie grinsen, sie höhnen, lachen, deuten auf ihren nackten Leib —

Ihre Mutter dort im straff sitzenden Seidenkleid,

wie im Nebel erscheint sie ihr, aber aus dem Nebel winkt sie —

Winkt und tritt vor, mit der Rechten macht sie eine verbindlich einladende Handbewegung auf ihr Kind zu, lächelt süß und spricht:

„Bitte, bitte treten Sie doch näher, Alle, Sie wissen ja, heute, gerade heute ist der Tag, Sie wissen, Sie wissen, an dem man weißen Atlas trägt und Myrthen, weil, — nun“ — — jetzt kichert sie, und nun laufen ihr dicke Thränen über das Gesicht, aber jetzt lacht sie wieder — „nur näher, bitte, sehen Sie meine Tochter zum ersten, zum zweiten, zum dritten und letztenmal als Jungfrau. Heute noch ergibt sie sich dem Mann. In aller Form, in allen Ehren, eine gute Partie. Aber mit Delikatesse, nicht gleich nach der Trauung; ein Mahl, eine Hochzeitsreise, erste Station in —“, ihre Stimme wird murmelnd, sie tritt wieder zurück in ihren Nebelkreis.

„Geld, viel Geld kostet's“, pustet ihr Vater hinter ihr, wischt sich den Schweiß von der Stirne und dreht den Cylinder in den Händen, „aber meinen Segen hat sie, ist alles fein und anständig“, und dann schielt er nach ihr, schielt nach den Freundinnen.

Die umstehen sie unruhig, mit verzerrtem Lachen, heißem Kopf und klopfenden Herzen — was? Auch in ihren Augen fängt der gelbrötliche Tierblick zu glimmen an, wird funkelnd — —

Die junge Braut sieht zu Boden, zittert, ihre Hände krampfen sich um die Blumen, ein hämischer, süß schwüler Duft steigt zu ihr auf — Orangenblüten.

Neben ihr, sie berührend, kniet ein schwarzer Frack, elegantesten Schnittes. Matt blitzendes Seidenfutter, prätentiöse kichernde Lackschuhe, ein Steifkragen, weiß, blendend und hochnasig, von weißer Kravatte umschlungen. Der Wachskopf mit gesteiftem Schnurrbart und gebrannten Haaren lächelt fortwährend, ununterbrochen fad nach ihr.

Ueber ihn weg stiehlt sich der gelblich-rötliche Blick zu ihr hin, das Funkeln — sieht er es nicht?

Von Schauern geschüttelt ist die junge Braut. Wie kalter, schmieriger Schlamm läufts ihr am Körper nieder, beschmutzt, befleckt, entehrt.

Welken nicht die Blüten in ihrer Hand? Fällt nicht der Kranz aus ihren Haaren, löschen nicht die Lichter? — Dunkel, dunkel wirds?

Aber hervor aus dem Dunkel heller, webender Sonnenschein. Windumspielte Blumen, neigendes Blättergrün.

Und ihr im Herzen sonnige, schwellende Freude, heißes, scheues Rufen.

Eine andere Hand hält die ihre umschlungen, jugendfroh und jugendstark, zwei Augen leuchten, leuchten, rufen Sie.

Und Keiner ist nah.

Flammen entzünden sie ihr im Herzen, scheue, kleine zitternde Flammen, auflodernd, flackernd, wachsend in stetiger Glut.

Zwei Arme halten sie fest, Hülle um Hülle fällt ihr vom Körper, in keuscher Reinheit strahlt ihr Leib, von heißer Sonne überflutet. Leises, zages Glückstönen ihr im Ohr, tönende, jauchzende Rufe, sie fühlt sich fortgetragen, gebettet, umschlungen — — allein, allein! —

Orgeltöne, Frauenstimmen, ein Reif preßt ihren Finger, hüpfendes Lichtergleißen, Arme, die sie an sich pressen, feuchte, dicke, saugende Lippen berühren sie, ein welker Mund drückt sich auf den ihren, Küsse, Küsse — — gelblicher, rötlich funkelnder Blick, das Tier, das Tier!

Ihre Schleppe rauscht wieder über Steinfliesen, müdes, hämisches Blumenduften ringsum, Nebel, schwankende Fratzen überall, eine Hand stützt sie und die Seidenpolster krachen unwillig vor der doppelten Last. —

Ah — ah — erlösender Ton, der Wachskopf streckt sich, gähnt, die linke Hand auf der knirschenden Seide, biegt er sich zu ihr — — weiße Blüten, weißer Atlas. —

Die alte Rätin.

Seit fast dreiviertel Stunden steht das kleine Fräulein unruhig wartend am Fenster des Sterbezimmers hinter den Geranienstöcken und sieht die Straße hinab. Und der Priester will immer noch nicht kommen. Die graublonden Löckchen an ihren Schläfen zittern vor Erregung, es ist ihr so beklommen zu Mute in der schwülen Sommerluft, wie sie die Greisin mit halboffenen Augen und dem braunen, faltigen Gesicht bewegungslos, weltabgewandt in den weißen Kissen des Bettes liegen sieht. Sie hat nicht den Mut, es ihr zu sagen, daß sie den Priester rufen ließ.

Bleischwer liegt der Gewitterhimmel über dem Städtchen, ein heißer Brodem steigt aus den Pflastersteinen auf, scheint aus den Häusern zu kriechen, die mit ihren geschlossenen Läden wie leere Augenhöhlen in die Stube sehen.

Kein Ton, es ist etwas Lauerndes in der Luft.

Das kleine Fräulein fühlt sich wie in einem Bann, sie vermag ihre Hände nicht ruhig zu halten, immer wieder rückt sie die Kerzen und das Kruzifix neben dem Bette zurecht und sieht die alte Frau scheu

dabei an. Wenn sie nur fragen möchte, sie kann es ihr nicht selbst sagen! Es bedrückt sie so, daß sie die Greisin heute das erstemal hintergangen. Trotz ihres Verbotes hat sie den Priester holen lassen, damit er der Sterbenden das Sakrament reiche, und nun zittert sie vor ihr und wagt nicht, es zu sagen. Ihre Tante wollte nie von den Segnungen der Kirche wissen, aber das kleine Fräulein kann sie nicht so sterben sehen, sie hat sie zu lieb.

Mit gefalteten Händen versucht sie zu beten, ihr Herz klopft ganz laut, und trotzdem sie das Beste gethan zu haben meint, beschuldigt sie sich des Unrechtes. Wenn nur der Geistliche käme! Sie sehnt ihn herbei, wie wenn er den Bann von ihr nehmen könnte und doch schwindelte ihr, als sie drunten laute Schritte durch die enge, stille Gasse schallen hört. Es sind zögernde, unwillige Schritte.

Der Priester folgt mit gesenktem Kopf langsam dem Sakristan, der stumpf und mechanisch mit dem Glöckchen voranläutet.

Ein plötzliches Fieber, eine lautlose Hast scheint über das kleine Fräulein gekommen zu sein. Zitternd zündet sie die Wachskerzen auf dem Tische an, sie brennen trüb und qualmend in der dicken, heißen Luft.

Dann streicht sie sich über ihre Haare, ihre Schürze, richtet die Tischdecke, stellt Weihwasser und das Kruzifix zurecht und will sich über die alte Frau neigen, es ihr zu sagen — doch wie sie sie so ruhig,

so feierlich im Scheine der aufzuckenden Kerzen liegen sieht, wagt sie es nicht und eilt an die Thüre, den Priester mit dem Sakrament knieend zu empfangen.

Ein Schauer schüttelt sie, als sie im Niederknieen die großen, grauen Augen der Greisin auf sich und dann auf den Priester gerichtet sieht, sie ist ohne Kraft auf das halblaute: „Was soll das, Emma, ich will nicht", das aus den Kissen tönt, zu antworten. Thränen stürzen aus ihren Augen, sie ist so durchdrungen von ihrem Unrecht, fühlt sich so schuldig und ist zugleich so fassungslos, daß sie dem Priester, der das Allerheiligste auf den Tisch stellt, knieend einige Schritte folgt, ihn am Talar berührend.

„O haben Sie Nachsicht mit ihr," stammelt sie, noch immer auf den Knieen, überwältigt von ihrem Schmerz und ihrer Ratlosigkeit, „sie war ihr ganzes Leben anders wie andere Menschen, sie war so gut — — und sprechen Sie laut Hochwürden, sie ist fast taub."

Der Priester blickt sie scharf an, die Mundwinkel nach abwärts gezogen und bedeutet ihr aufzustehen.

„Sie kann noch sprechen, sie hat soeben gesprochen", bemerkt er kurz, halb fragend.

Emma bejaht, mit niedergeschlagenem Blick und dunkelrot.

„Sie weiß doch, daß sie beichten soll?" fährt er fort, den Kopf zur Seite geneigt, abwartend.

Das Fräulein verneint zögernd.

„So sagen Sie es ihr.“ — „Nun?“

Sie kann es nicht, sie fühlt sich so schwach, ein unendlicher Jammer kommt über sie und doch gehorcht sie im Banne seiner braunen hervorquellenden Augen.

„Frau Mutter, der Geistliche ist da, Sie sollen beichten.“

Die alte Frau rührt sich nicht.

Sie ruft es ihr abermals laut in die Ohren, doch öffnet sie die Augen nur halb, um sie gleich wieder zu schließen und liegt regungslos wie vorher, nur die violetten Adern an ihren Schläfen werden dunkler.

„War sie eine gute Katholikin?“ Das Fräulein, das der gereizte Ton der Stimme verwirrt macht, kann nicht antworten, der Priester winkt ihr ein paarmal nacheinander schnell, daß sie gehen könne und biegt sich über das Bett, die eine Hand auf die Kissen legend. Wie Emma die Hand so liegen sieht, faßt sie eine unerklärliche Angst, wie groß, wie brutal in der Form, welch dicke, gekrümmte Fingerspitzen! sie sehen aus, wie wenn sie alles, was sie gepackt, unerbittlich festhielten, wie wenn sie mit Wollust quälen könnten. — Dann streifen ihre Blicke den hagern Arm, die Linie des breiten, zähen Halses, das geschorene, schwarze Haar, das so steif ist, daß man das Weiß der Kopfhaut sieht, das Halbgebückte, halb Sprungbereite der Stellung — — sie geht langsam, bedrückt und bleibt horchend an der Nebenthüre.

„Verstehen Sie mich?“ ruft der Geistliche der Alten zu. Sie schaut ihn kurze Zeit mit einem wachen, feindseligen Blicke an.

„Es ist den Menschen bestimmt, zu sterben, und Jeder sollte gerüstet sein, daß ihn der Tod jeden Augenblick überraschen darf. Haben Sie stets so gelebt, daß Sie den Tod jetzt nicht zu fürchten brauchen? — Haben Sie mich verstanden?“ —

Die Alte rührt sich nicht.

„Haben Sie mich verstanden?“ — —

„Haben Sie stets die Gebote der Kirche treu befolgt?“ fährt er erregter und lauter fort; „haben Sie stets Ihre Pflichten erfüllt?“ —

„Sie waren verheiratet, lebten sie keusch in der Ehe, waren Sie Ihrem Manne treu?“ —

Die Greisin bewegt sich, schlägt aber die Augen nicht auf, sogleich ist Emma unter der Thüre.

„Spricht sie?“ — Der Priester schüttelt geärgert und erregt den Kopf. „Sind Sie ihre Tochter? Sie war doch verheiratet, hatte sie keine Kinder?“ bemerkte er ungeduldig.

„Einen Sohn in der Ehe und — — —

„Und?“ Er wird aufmerksam.

„Und?“ drängt er nervös, sie ansehend.

Das alte Jüngferchen wird dunkelrot in seiner langbewahrten Unschuld vor dem Blick des Mannes.

„Ein Mädchen außerehelich. — O, sie war noch blutjung,“ fährt sie schnell fort, sich überhastend in

dem Gefühl, die Greisin am Sterbebett noch für ihre Jugendsünde zu entschuldigen, „eine weit berühmte Schönheit, in L., der damaligen kleinen Universitätsstadt, nannte man sie nur die schöne Walther Toni, die schöne Professorin. Und er war noch Student, ein Graf — sie hatten sich sehr geliebt, — doch später —" ihre Stimme sinkt zum Flüstern herab, „wurde er Priester". —

Der junge Geistliche winkte ihr zornig abwehrend zu, aber sein Blick folgte dem ihren, der den ganzen Familienstolz und alle Traditionen über die schöne Tante ausspricht, nach ihrem Bilde über dem Bette und dann zur alten Frau, die beide mit weit offenen Augen anstarrt. Dem Priester wird heiß, er bedeutet dem Fräulein, zu gehen, am Kopfende des Bettes stehend, wischt er sich den Schweiß von der Stirne. Die Alte hat sich gegen die Wand gedreht.

Dem Priester ist, als ob sie ihm im Sterben trotze, er kann sich nicht helfen, er meint, sie kampfbereit liegen zu sehen. Ein Kampf mit höhnischem Ingrimm, mit den letzten Kräften. Er beugt sich zu ihr: „Sie müssen beten," schreit er aufgeregt, „machen Sie das Kreuz — das Kreuz, hören Sie?" — Die Greisin bewegt die Hand, wie um sie unter die Decke zu ziehen — „Im Namen des Vaters" — er nimmt ihre Hand; der Arm macht eine zuckende Bewegung. Er wagt es nicht, sie zu zwingen. — —

Ein grellgelber Sonnenstrahl fällt durch das

Gewittergewölke und ruht auf dem Bilde der schönen Walther Toni. Wie viel Liebreiz liegt in dem halbgeöffneten vollen Munde, ein schalkhaftes Besiegen, eine Ueberlegenheit zugleich, bewußter Trotz und eine starke Leidenschaft spricht aus der Linie des breiten Kinns. Das weiße Mousselinkleid bedeckt die junge Brust halb und läßt die Arme von der Farbe einer halbgeöffneten, bethauten Rose frei. — —

Der Strahl verschwindet, um im nächsten Augenblick wieder über die Brust zu schleichen, einen sieghaften Glanz in die Augen zu zaubern, es ist, wie wenn das Bild athme, locke — —

Wie ein Rausch kommt es über den Priester in der Schwüle des Zimmers, vor dem liebreizenden Bilde. Sein Fanatismus, seine Wut steigert sich, da die alte Frau einen Bundesgenossen in dem Liebreiz ihrer Jugend gefunden. Seine großen Hände zittern, sein Kopf hämmert, laut betend geht er im Zimmer auf und ab, daß die Kerzen unwillig flackern, und hält nur inne, wenn die Greisin stöhnt.

„Im Namen des Vaters,“ beginnt er abermals, bei ihr stehen bleibend und ihre Hand fassend, um sie zur Stirn zu führen. Sie bleibt starr, mit Gewalt ausgestreckt.

Eine Raserei erfaßt ihn am Sterbebett und droben vor dem Bilde glückseliger, triumphierender, genießender Jugend, der Haß des Priesters gegen das sündhafte Weib erwacht, der Zorn über seine Machtlosigkeit dem

sieghaften Weibe gegenüber und steigert sich mit der Wut seines wachsenden Ohnmachtsgefühles.

Die Greisin röchelt.

„Sie sind eine Sünderin, Sie haben viel gesündigt, Sie hatten früher einen Liebhaber, leugnen Sie nicht, nein, nein, nein, leugne nicht, er hat Dich besessen, er war bei Dir, wie oft?“ stößt er heraus, die alte Frau beim Handgelenk fassend.

Ihre Brust hebt sich wie im Kampfe, der Körper streckt sich, er rüttelt an ihrem Arm; „wie oft, wie oft?“ schreit er heiser, besinnungslos. Ein paar Atemzüge, ein schwaches, müdes Ringen. — —

„Wie oft“ — ihm ist, wie wenn er sie nicht sterben lassen könnte, wie wenn er den Tod aufhalten müsse, bis sich ihr Mund geöffnet, bis sie ihre Niederlage bekannt.

Er liegt mit dem halben Leib auf dem Bette, immer nur das eine schreiend wiederholend: „wie oft“. — —

Die Sterbende öffnet noch einmal die Augen, ein Blick wie aus einer andern Welt zurückkehrend — dann wie bewußt, haßerfüllt, der Körper krümmt sich, wie wenn er die Last abschütteln wollte, ein Schrei wie Ekel, tiefes Stöhnen, das schwächer und schwächer wird, die Augen brechen.

Der Priester taumelt auf, keuchend, mit fieberndem Kopf und irrem Blick, zerschlagen.

„Sie ist tot“, sagt das kleine Fräulein, unter der Thüre stehend und sieht ihn fest an, „der Friede sei mit ihr.“ — —

Das Zimmer ist plötzlich von einem bedrückenden Halbdunkel erfüllt, es ist, wie wenn das Bild der schönen Walther Toni, das Bett, in dem die Greisin mit dem breiten, harten Kinn ruht, zerrinne in dem grauen Licht. Zu den Fenstern hängt der drohende Gewitterhimmel herein, von dem sich die roten Giebeldächer der Nachbarhäuser scharf abzeichnen.

Ein Windstoß schlägt einen Laden krachend zu, die Kerzen, die bei der Toten brennen, zucken auf, die eine erlischt. — —

Emma kniet vor dem Bette nieder, den Kopf mit den grauen Löckchen auf die Hand der Toten gelegt, sie leise, leise liebkosend.

Der Priester geht wortlos, unsicher, von Grauen geschüttelt. Sieht ihm die Tote nicht triumphierend nach? —

Wie sein weißes Chorhemd drunten in der mit gelbem Sand erfüllten Straße leuchtet, fährt der erste Blitz durch die Wolkenwand und das hastige, ängstliche Läuten des Sakristans übertönt der erste krachende Donnerschlag.

Aus der Kaserne.

Spätnachmittag eines heißen Sommertages. Ohne zu weichen, dick, höhnisch, wie mit boshaftem Grinsen steht die Luft in den Straßen. Der Sand im Kasernhofe knistert im Sonnenbrand.

Ein schleichendes Feuer —

Glimmend. — Kommt kein Wind es anzufachen?

Kein Wind.

Die bejahrten Kastanienbäume rings um das Quadrat des Hofes lassen die Fingerblätter nach abwärts hängen, welke Hände.

Zwei Kolonnen Soldaten exerzieren in der einen Ecke gegen die Kaserne zu. Wie Drahtpuppen, sich vorwärts durchschiebend durch die Luftmauer, die Unteroffiziere schreien hinter ihnen drein, heiser, kreischend, brechen ab.

Dazwischen in Absätzen klingt derselbe dumpfschläfrige Ton in das taktmäßige Marschieren. Soldaten klopfen in einem Gebüsch bei der Waschküche Uniformen aus.

Ein Ton, — wieder einer —

Wie wenn der eine in der Luft stünde, bis der andere käme.

Aus den geöffneten Kasernfenstern dringt das Geräusch des Samstagputzens.

Auch in Absätzen. Schnell zuerst, in Selbstaneiferung, langsamer, erlahmend, — Stille — —

Eine Stimme versucht kurze Zeit zu singen, schweigt wiederum, von der Luft getötet, aufgesaugt.

Diese erstickende Schwere der Atmosphäre bei vollständig hellem, glasig sprödem Himmel.

In der Stube des Feldwebels Rieth steht dieselbe tote Schwüle, trotzdem die hohen Fenster gegen die Weite des Hofes aufstehen. Rieth ist soeben vom Dienst gekommen. Die Haare kleben ihm an der Stirne und der Schweiß läuft über sein dunkelrotes Gesicht. Mit aufgestützten Armen sitzt er am Tisch. So eng ist ihm im Halse, so heiß, es würgt ihn ordentlich. Und doch denkt er nicht daran, die schwere Uniform aufzuknöpfen oder den Säbel abzulegen. Immer stiert er in dieselbe Bretterritze.

Also heute soll es endlich einmal zu Ende gehen. Gerade hat er draußen den Arzt getroffen. Jawohl, wenn's wahr ist! Seit vier Wochen dieselbe Geschichte. Fieber und Atemnot, Blutspucken, Stöhnen und Röcheln. Immer. — — Gerade wieder. — Dort vom Bett her. Er mag nicht hinschauen, nein, nein! Warum

denn? — Er kennt es. Die spitze Nase, der Hals mit den vortretenden Sehnen, die Löcher hinter den wächsern-gelben Ohren und die Augen, die Augen, die ihn immer ansehen und doch ins Leere glotzen, wenn er — — — pfui, pfui! Herrgott, wenn das zu Ende wäre! Das hält Keiner aus.

Er einmal nicht. So lange!

Stirbt sie wirklich, heute noch? Wirklich? Er ist noch mißtrauisch. Wahrscheinlich kann er sich deswegen nicht eigentlich freuen. — Aber daß es dann ganz aus ist, ganz aus — —

Wenn es nur nicht so erdrückend schwül wäre. Zum Ersticken ist ihm zu Mute. Da herinnen. — Ganz aus! — Er wartet schon so viele Tage, — da sollte er — eigentlich mit ihr reden, wenn es wirklich — — Sie fragen.

Was denn? So dummes Zeug fällt ihm heute ein, weil — — ah, das ist doch aus seit fünfzehn Jahren.

Er kümmert sich nicht um sie. Nicht mehr. — Aber so unruhig machts ihn, so ärgerlich, daß er es weiß, daß sie heute — —

So heiß und die stöhnende Frau, der zappelige Aerger, dies maulfaule Warten, die Gleichgültigkeit. Nein, er ist nicht gleichgültig, er könnte auf sie zu und sie packen, da am Halse, er sieht den Streifen Haut ganz genau, weil sie reden soll, weil er will, daß sie redet. Er will es.

Ja sie! Ihr steht's zu, bei Gott!

So daliegen, mit schwarzen, großen Augen, wortlos, die Dulderin —

Das ist noch im Sterben die alte Bosheit. Nur wegen ihm dies stumme Martyrium.

Wie ihm der Groll aufsteigt, alles in ihm wach wird — von früher! Und dazu kommt die Unruhe immer wieder, dies Gefühl des Erstickens, das Zusammenschnüren im Halse. —

Ganz aus! — —

Er kann nicht mehr sitzen bleiben. Im Zimmer geht er auf und ab.

Da hört er ihr Stöhnen nimmer und muß sich setzen.

In die Stille des Zimmers klingen die Kommandorufe der Unteroffiziere, das gleichmäßige Tappen der vielen Füße im Sande. Ferner, sich nähernd, dicht vor den Fenstern. — „Bataillo—h—n halt!"

Die spitz heisere Stimme.

Er hätte den Kerl erwürgen können. — Ja nachexerzieren —

Vorwärts, vorwärts! — — „Bataillo—h—n marsch!"

Endlich. Tapp, tapp, tapp —

Ruhe.

Nachexerzieren! Die Kerls da draußen haßten ihn alle.

Der Soldatenschinder! Er haßte sie auch, alle.

Freude machte es ihm, sie zu quälen. Freude? Nicht gerade; er mußte es thun, er konnte nicht anders. Wenn er so vor ihnen stand, dann quoll das befriedigende Gefühl in ihm auf, daß er sie in seiner Hand hatte — als Bub war's ihm ein paarmal mit Tieren so gegangen.

Er wollte ihnen nicht weh thun, sie nicht tot machen — auf einmal, plötzlich zerdrückte er sie mit den Fingern.

Das war immer, wenn man mit ihm nicht gut umging. Der Stiefvater und dann sie. Im Anfang mit ihr, da war es anders, aber später — —

Wie die Uhr tickt! Es dröhnt ihm nur so im Ohr. Und das Stöhnen wieder.

Wie er's nur hören kann!

Fort! — Und nun schießt's ihm wieder in den Kopf und die Kehle schnürt's. Was das nur ist? Er hat doch nicht getrunken.

Vielleicht wird ihm besser, wenn er fortgeht, trinken.

Wenn sie aber stürbe und er wäre im Wirtshaus, betrunken?

Nein, der Doktor sagte ihm — —

Und wieder die Uhr. Immer so fort. Tick, tack, tick, tack. —

Wie vielmal noch, bis es dort ruhig wird im Bett? —

Das kann er nimmer hören.

Er steht auf und hält den Perpendikel an.

So still wird's in der Stube, so still. Auf ihn zu kommt's, es packt ihn, er muß sich gegen das Bett wenden, sie anschauen.

Ein paar Minuten — — keine Worte, ein Ausholen, Erforschen, ein tastendes Suchen, ängstlich, zurückgehalten, unsicher flehend. — Leidet sie sehr? Will sie trinken? Was will sie? Sie soll reden. Reden soll sie. Sagen, was sie will. Ihn geht's nicht an.

Er kann doch nicht. Er nicht. Nein, nein, gewiß nicht. Sie muß reden, sie. Er war im Recht. Er er, er — — —

Vor fünfzehn Jahren — —

Er stiert wieder auf seine Tischritze. —

War das eine Zeit. Nie war er so gewesen, so ruhig, so voll Freude, auch als Kind nicht wie die Zeit vor seiner Heirat. Sie, ein so frisches, lustiges Ding, voll Neckerei, auch eine Derbheit nicht scheuend — und wie sie ihn gern hatte! Ja, sie hatte ihn gern, er war ein anderer Mensch, nicht mehr mürrisch und verschlossen, weil ihn endlich einmal Jemand gern hatte!

Daß sie ihn angelogen mit der aufrichtigsten Miene, den ehrlichsten Augen!

Auf die weißen Zähne hatte er sie geküßt, als sie ihm lachend sagte: „Du bist der Erste, weißt du, die Andern, das war Spaß“ —

Alles jubelte in ihm, als er sie in die Kaserne

heimführte. Seine Frau! Er hätte nie geglaubt, daß es einem Menschen so zu Mut sein könnte.

Aber dann, ja dann! Alles vorbei. —

Er war eben nicht der Erste.

Das konnte er verwinden, langsam. —

Doch das Lügen. —

Keine Entschuldigung, keinen Grund, keine Reue.

Und dann hatten sie die Kantine.

Die Unteroffiziere, die lustigen Nächte und die Tage, wo er im Dienst war! Sie scherzte mit Allen, war übermütig, wie ihn das würgte! Ihn lachte sie aus, wenn er sie zur Rede stellte, wurde trotzig und bissig und er wortkarger und mürrischer wie früher. Zuletzt der Morgen, wo er sie in den Armen eines Sergeanten getroffen, hinter dem Schenktisch!

Sie hatten nie darüber gesprochen.

Aber Schläge gabs bei den Streiten, Schläge, wenn er nach Hause kam vom Schnaps und vom Bier.

Hinunter mit all dem Groll! Nach einem Jahre, das Mädchen, der Balg mit den roten Haaren, wie der hinter dem Schenktisch. — Daß er es nicht erwürgte, als er es zum erstenmale sah! Sie ließen ihn immer nicht hinein. Er hockte in der Kantine, auch als er sie einem anderen überlassen, und kam im Rausch heim. Bier und Schnaps, Dirnen und Dienst —

Herrgott, was war aus ihm geworden! Ein Säufer, ein Lüderian, ein Soldatenschinder! Aus ihr — eine Betschwester!

Die Pfaffen hatten sie in den Krallen. Der Kopf neigte sich auf die linke Seite, die Augen blieben niedergeschlagen, in boshaft wortloser Duldung ertrug sie sein Schreien und Poltern, seine Schläge.

Das Kind war froh, wenn es aus dem Zimmer kam, schon als es noch kriechen konnte.

Sie hockte in der Kirche, er im Wirtshaus und das Mädchen in den Kaserngängen und bei den Soldaten. So blieb es. Was kümmerte es ihn. — Daß die Kleine alle zweideutigen Witze mit anhörte, alle Dirnen kannte und den Soldaten Botengänge machte und vermittelte, war das seine Schuld? Und daß sie kaum mit den Eltern sprach, kein Wunder.

Die Soldaten verspotteten die Mutter und verfluchten den Vater. Was sollte denn nun aus ihr werden, aus dem großen Ding? Wenn sie nicht mehr? — Er behielt sie nicht. Die war erwachsen mit ihren fünfzehn Jahren und hübsch auch — aber doch, sollte er nicht — Wieder wurde es ihm heiß — Sollte er nicht? — — Gerade jetzt, auf dem Todbette, — sie fragen, ob das Kind — — Da würde sie nicht lügen — da mußte sie reden. —

Wie ihn die Unruhe krallte! — Ja, ja, sie ansehen zuerst und doch — er konnte nicht! Nein. —

Aber da war wieder dies drängende Gefühl, still, sicher, frech, übermächtig vorwärts schiebend, er mußte fragen, er mußte.

Schwankend, wie trunken näherte er sich ihrem Bette.

Ihre Augen fühlte er, ohne daß er sie anschaute, der Zorn stieg in ihm auf —

„Elise, was ist's, wie geht's?"

Zum Teufel, warum frägt er das, er hat sie doch das nicht fragen wollen!

Sie sieht ihn an, schüttelt müde den Kopf und versucht, sich von ihm abzuwenden.

„Schau mich nicht so an, wie wenn ich dich prügeln wollte, wie wenn ich schuld wäre, daß du krank bist. Gelt, ich bin schuld, ich, — ich, — ich, — natürlich ich! — O du! —"

Er fährt durch die Haare und rennt außer sich vor dem Bette auf und ab.

Sie schließt die Augen, stöhnt.

Kein Wort.

„Das ist's, Elise, daß du nicht reden willst, nie reden wolltest, das ist's. Du schaust einem an, wie wenn du sagen wolltest: Was soll ich? Der Kerl ist zu Allem fähig. Der schlechte, lüderliche Mensch der, der Säufer, der seine Frau ins Grab bringt. Jawohl, ich bin's, ich bin's, ich sauf', ich hab's mit den Dirnen, ich hab' dich geschlagen, aber du weißt's, warum, gelt, du weißt's? — Oder muß ich dir's sagen? Ich sag' dir's, ehe du stirbst, jetzt sag' ich's — du bist schuld, nur du! Du verlogenes, elendes Ding! Du weißt's noch, was ich für ein braver und fleißiger Mensch

war, als ich dich heiratete. Und da hast du mich angelogen, zum erstenmal. Rede nichts, nein, nein, sag' nichts, es war so, sei still, es war so! — Du nickst, gelt es war so? Da kam mir das Mißtrauen, und wenn ich dich sah in der Kantine, da stieg mir der Groll zu Kopf, da wurde ich grob — du wolltest nicht reden, voll Trotz — was sagst du? — Jawohl, jawohl, da schlug ich dich. Und du, du — — lachtest den nächsten Tag mit den Andern. Reden laß mich, sag' ich, ich muß jetzt, es bringt mich sonst um, die fünfzehn Jahre hab' ich mein Maul gehalten und Alles hinuntergeschluckt, aber jetzt sollst du's noch hören, du Hur', ich traf dich mit dem roten Spitzbuben, dem Horn — — — willst du's leugnen, noch leugnen, wo du — — du glaubst doch an deinen Himmel und heute war dein Pfaff da — — Was sagst du, schwören willst du? Falsch schwören auch noch, von dem ist dein Kind, ich hab' dich nie fragen können, geeckelt hat's mir vor dir, anspeien hätt' ich dich können. In den Händen hat's mir gezuckt, dich zu schlagen, als du schwanger wurdest, mit Füßen hätt' ich dich treten mögen. — — Weißt du noch die Nacht, als du zu mir ans Bett gekrochen kamst vor Schmerzen — daß ich dich da nicht umgebracht habe, dich und den Balg!

Du weißt doch, daß du sterben mußt, heul nur nicht, du mußt dich freuen auf deinen Himmel. Warum heulst du denn? Du kriegst doch den ersten Platz

droben, du hast ihn verdient um mich — so red', Weib, red' — sag' mir — — nein red' nicht, du lügst, du lügst, du und deine Pfaffen, warum frag' ich dich nur? — —

Elise, Jesus, Elise, nicht sterben. Sie stirbt! — Nicht sterben, nicht, nicht! Ich bin bei dir, so — so. — Nur einmal sag' mir, daß ich gelogen hab', daß Alles nicht wahr ist, stirb nicht! — Ja, ja, ich will ruhig sein. Nichts sagen. — Elise, was ist aus mir geworden? Du sagst nicht nein? Besinn' dich — Nichts? — — Hab ich gelogen? Ich bitt' dich, Elise, ist es mein Kind? Warum sagst du nichts?

Ist es mein Kind? Und der Andere? — —

Nicht weinen, Elise, hast du mich noch gern? — Nicht weinen. —

Ja du hast mich noch gern, du wirst wieder gesund, ich werde ein anderer Kerl. —

Gott! . . . . .

Gib mir deine Hand, schau mich an, ich will nicht mehr so — — aber du auch — — Alles soll vergessen sein, Alles wird wieder gut.

Was bin ich für ein elender Kerl!

Nein, ich schlag dich nicht mehr, alles thu' ich dir, wie früher. Aber du auch, du darfst nicht so in der Kirche — — —

Und mußt die Zimmer schön richten.

Und du sagst mir alles, Elise, gelt, alles? Nicht lügen mehr. Nicht jetzt sagen, später.

Du schüttelst mit dem Kopf?

Ich trinke nimmer, keinen Rausch, und die schlechten Weiber — —

Was willst du? — Reden? — Das Mädchen? — Nein, nicht jetzt, später. —

Das Mädchen, sagst du, ist nicht mein Kind? —

Was? — Ich höre nichts! — Die Soldaten draußen, sie schreien so — —

Herrgott ja, ich wußt es — mein Kopf, ich muß auf — warum hältst du mich? Sorgen soll ich für das Kind? Ja, alles, alles, was du willst. Was noch? Du zitterst, du willst in die Höhe, was denn?

Draußen — im Hof? — Ich seh's. Das Mädchen. — Zum Teufel! mit dem verfluchten Kerl, dem Horn seinem Bruder! Hörst du? — Die ist wie du! — Der Hund! Laß mich, laß mich, sag' ich, weg deine Hand, nichts mehr — — laß — aus! — — —"

Die Soldaten in den Gängen und die vom Exerzieren kommen, sehen ihm mit offenem Maule nach, wie er durch den Gang stürzt, schwankt — blaurot, ohne Mütze, voll Schweiß. —

„Hat der Kerl schon wieder einen Rausch, — wenn er nur — —"

Rieth will noch im Laufen seine Uniform aufreißen, ihm ist, wie wenn er erwürgt würde, der Boden steigt, etwas Fremdes droben im Hirn, wie wenn ein glühender Tropfen auf dieselbe Stelle im Schädel geträufelt würde — es saust in seinen Ohren, er keucht,

alles wirbelt um ihn, die Zwei sieht er in weiter Ferne vor sich, sie steigen auf und nieder, er verliert sie — Da! auf einmal — dicht vor ihnen.

„Du Hund! du Hund! läßt du das Kind, du — du — —“

Er hat schon von weitem den Säbel gezogen — mit einem Schrei dreht sich das Mädchen um, stellt sich vor den Soldaten, die Arme ausgebreitet — der Säbel fährt mit sausendem Ton durch die Luft — ein Schrei — ihre Kleider färben sich rot, ma — ma — ma — machen die Lippen, schwerfällig fällt der Körper in den Sand.

Rieth greift sich an den Kopf, taumelt, lallt und rollt plötzlich wie von einem wuchtigen Hiebe auf den Kopf getroffen neben das Kind.

Mit hängender Unterlippe, den linken Arm noch steif, wie zur Abwehr erhoben, stiert der Unteroffizier auf die zwei Leichen.

Ein kurzer Windstoß, wie vor einem Gewitter, wirbelt plötzlich Sand auf und treibt ihn im kreisenden Tanz über die beiden Körper.

Dann ist's wieder windstill und der Himmel bleibt regungslos, spröde, eine große, bläuliche Glaskugel, die ins Gelbliche schimmert, an den Rändern.

Kirchweih.

Spätherbstblätter taumeln von den Bäumen matt und verschlafen. Der Himmel schaut grau und öde auf das lustige Dorf.

Kirchweih! Musik und stampfende Tanzschritte schallen aus den Wirtshäusern, schreiende Männerstimmen und Gläserklirren. Das ganze Dorf ist betrunken, untergetaucht in den breiten Strom weinseliger, vergessender Lustigkeit.

Männer und Weiber hocken auf den Wirtshausbänken, und Burschen und Mädeln drehen sich auf dem Tanzboden.

Mit sehnsüchtigen Augen stehen die Kinder vor dem Karussell.

Bunte, rote Tücher fliegen in quirlenden Bogen vorbei, Flitter glitzern und in den Spiegeln rennt das grellfarbige Bild der flatternden Rotwolken, der zitternden Silberflitter, der Braunrosse und Schimmel, der wiegenden Wägen mit der fröhlichen Kinderlast nochmal vorbei.

Und die Blondzöpfe ringsum starren unverwandt in den drehenden Kreis. Halb verschlafen leiert der Orgeldreher sein Lied.

Leer sind die Häuser. Festtäglich geputzt liegen sie in freundlicher, altmütterlicher Langweile da.

Hie und da schreit aus einem offenen Fenster ein erwachtes, einsames Kindlein.

Sonst kein Laut auf den Straßen, kein Fußtritt, das Wirtshaus hat alle verschlungen.

Die Töne der Drehorgel und die Tanzmusik vermischen sich zu einer breiten, unruhigen, stoßenden Welle, die über dem ganzen Dorf liegt.

Von den Wirtshäusern her, vom Tanzboden, zieht taumelnde Lustigkeit und halbbewußtes Genießen durch die Straßen und ruht erst in den toten Aeckern außerhalb der Häuser.

Stille ist's dort, man hört das fallende Herbstlaub.

Mit einem brutalen Strich schneidet der Bahnkörper mit seinen feuchtglimmenden Schienensträngen die leeren Felder entzwei. Von Zeit zu Zeit rasselt ein Zug vorbei. Langsam, langsam, wie überdrüssig, geärgert, — — ein Ruck — fliegt davon und läßt nur seinen allmählich zerflatternden, rauchigen Atem hinter sich.

In der Nähe der Bahn, neben der Landstraße, steht ein kleines, weißes Haus allein. Reben überdachen die Stufen und Geranien blühen mit dicken, eigensinnigen Rotköpfen vor den Fenstern.

Den Kopf auf die Arme gelegt, von Schluchzen gestoßen, sitzt in der Stube ein Mädchen, die Lisbeth.

Nicht, daß ihr Kind am Sterben liegt, macht ihr den großen Schmerz, das war ihr nur eine Last, aber daß sie hier sitzen soll und auf den Tod passen, daß sie's merkt heute an der Kirchweih, daß sie alt wird, daß sie allein ist, vergessen und verlassen. —

Heute hätte er kommen müssen. — — —

Ein paar Violinenjubler stehlen sich in ihre Kammer. Wie sie's stößt!

Kirchweih! Er tanzt gewiß. Er tanzt und läßt sie hier sitzen, weiß, daß das Kind am Sterben ist, daß sie hier wartet, wartet auf ihn.

Er muß ja kommen!

Den ganzen Vormittag war sie gesessen mit trockenen Augen und hatte gehorcht auf jeden Fußtritt draußen im Sand.

Die Verwandten kamen und gingen.

Redeten kein Wort mit ihr. Sie machte ihnen ja nur neuen Aerger mit dem kranken Kind. Man aß. Dann ging Alles ins Wirtshaus.

Sie saß wieder allein, wartete, hoffte, horchte.

Nichts, nichts.

Nur der Doktor. Der zuckte die Achseln und ging. Natürlich auch ins Wirtshaus. Er hatte so schon nach Wein gerochen.

Und sie?

Sitzen bleiben und warten und warten? —

Wenn sie nur wenigstens gewiß wüßte — —

Sie meint, sie muß hinlaufen. —

Aber Herrgott, sie kann ja nicht fort, wenn doch das Kind stirbt!

Wenn's nur stürbe! Wär gut aufgehoben. Was hatte es denn da? Schläge von den Verwandten und Schläge von ihr.

Nur die Kinder, ja, die hatten es gern. Aber heute hatten sie fremd und scheu nach ihm geschaut und waren fort.

Wie oft stieg ihr der Groll auf gegen das Kind! Daß sie ordentlich an sich halten mußte! Geschlagen hatte sie es schon oft in ihrem Zorn, blindlings, drauf los! —

Aber wenn's nun stirbt — und sie sieht's nimmer, gar nimmer? —

Nur zu, nur zu, dann ist sie ja frei.

Frei sein, wie früher sein!

Lustig, übermütig. Die Erste beim Tanz, den schönsten, den reichsten Schatz.

Wie wollte sie heute fliegen!

Kirchweih!

Spottend drangen wiegende Walzertöne durchs Fenster.

Wie sie's schüttelte, packte!

Er tanzt, er tanzt heute!

Das darf er nicht. Nicht heute, wo das Kind stirbt! Nein! Nein! Sie will nicht!

Und doch — wenn er gekommen wäre — sie auch — trotzdem. — —

Nein! Alles aus.

Grau, öde, farblos. Sie war allein, von ihm verlassen, nicht mehr jung.

Vorbei war's für immer.

Ja arbeiten, sich schinden, sich verhöhnen lassen.

Herrgott, Herrgott, wie kann sie das nur aushalten! —

Wenn er auch nichts mehr von ihr wissen will, heute hätte er kommen müssen, sie hat's ihm sagen lassen und sie hat gezittert nach ihm.

Er höhnt sie ja, er tanzt!

Das ganze Dorf höhnt sie, ein allgemeines Freudenfest feiern sie und nur sie ist ausgeschlossen!

Sie muß hier sitzen, sie ist verlassen und verspottet, kriegt von Zeit zu Zeit ein paar Pfennige zugeworfen, damit der Balg nicht verhungert. —

Pfui Teufel! Nichts mehr will sie von ihm! Wie hat sie den nur noch gern haben können!

Haß und Erbitterung bleiben ihr für ihn, sonst nichts!

Voll Ingrimm schlägt sie auf den Tisch.

Soll das so fortdauern?

Ewig dies Herumziehen und Herumschinden bei Fremden? Sie hält's nicht aus, nein, nein, nein!

Es geht nimmer. — Was soll sie? —

Jahre lang hat sie in dem Gedanken gelebt, den reichen Müllerssohn zu heiraten.

Was waren das für Zeiten, als sie noch frisch und lustig war drüben überm Rhein im Dienst und er bei den Soldaten.

Die Sonntage beim Wein, singend abends nach Haus, halb duselig vor Wein und Stolz und Liebe — o und die heimlichen Nächte beim Tanz, die besten Sachen ließ er ihr kommen. Die andern Mädchen steckten die Köpfe zusammen, zischelten und barsten vor Neid. Und die Freundlichkeit bei den Verwandten! Ja, bis das Kind kam, dann war Alles aus.

Fort aus dem Dienst, von ihm weg, lag sie lange Zeit krank bei den Verwandten, Eltern hatte sie nimmer. Im Anfang thaten sie ihr Alles. Er bezahlte ja und heiraten mußte er sie doch.

Er kam fleißig zuerst, dann immer seltener, und zuletzt blieb sie allein, von den Ihrigen mit Sticheln und Nörgeln verfolgt. Halb krank schleppte sie sich an die Arbeit. Schwer ging's und der Kummer fing an, an ihr zu nagen.

Will er mich nimmer? — Kommt er nimmer? Für das Kind soll er wenigstens sorgen, der Kerl.

Tagtäglich hörte sie das von den Verwandten, gehässig. Hörte Verwünschungen gegen das kleine, unnütze Wesen, sah, wie man es herumzerrte, schlug als es größer wurde. Zuerst that ihr's weh, aber dann wurde sie auch stumpf.

Stumpf gegen die Härte der Ihren und stumpf gegen das Kind.

Liebe konnte sie ihm keine geben. Es war ja schuld an allem.

Den Dienst, ihre Heiterkeit, die Jugendfrische und ihn hatte sie mit ihm verloren.

Aus dem Spiegel schaute sie ein knöchernes Gesicht an, eingefallene, glanzlose Augen. — Es war vorbei mit ihr, kein Wunder, wenn er sie nimmer wollte.

Aber daß sie still schwieg dazu, daß sie sich gewöhnt hatte, sich wie ein Tier so fortzuschleppen — heute begreift sie's nicht.

Heute, wo er wieder im Dorf ist, wo er ganz dableiben soll — und wo sie Minute für Minute lauert, ihn zu sehen. —

Und sich nicht rühren dürfen! Dasitzen müssen, nicht fortkönnen, dasitzen in dem öden Hause mit dem sterbenden Kind — die Zähne zusammengebissen! — —

Ihn nur sehen!

Was sie dann wollte? Sie wußte es nicht. Es drängte sie nur mit zitternder Wut nach ihm.

Kein Geld wollte sie, nicht einmal reden mit ihm.

Nur sehen, ihn nur sehen.

Nicht dasitzen müssen.

Wie sie das peinigte.

Sie wollte ihm keine Vorwürfe machen, nur anschauen sollte er sie, fühlen, sehen, daß er sie zu Grunde gerichtet. Ja das!

Was für ein elendes, elendes Leben.

Sie konnte es nimmer ertragen.

Wie sollte das werden?

Auch noch mit ihm in demselben Dorf sein!

Sie schrie laut auf. Mit den Zähnen riß sie an ihrem Taschentuch und rannte im Zimmer umher.

Immer, immer so weiter leben? —

Nein!

Wenn das Kind tot war, ging sie fort.

Es sollte sterben.

Nur fort, fort.

Den nimmer sehen.

Der fragte ja doch nicht darnach, ob sie starb oder das Kind.

Starb es wirklich?

Ihr Blick schlich sich über das Bett im Nebenzimmer, lauerte. —

Gekrümmt lag das Kind, im unruhigen Fieberschlaf. Starb es?

Ganz unheimlich wurde ihr in dem stillen Hause.

Der Herbstwind sauste vom Rhein her und schüttelte die Pappeln an der Straße vorm Hause, daß ein dicker Regen welker Blätter in der Luft flatterte und im tanzenden Wirbel über die Felder flog.

Schwer hingen die Wolken nieder und es begann zu dunkeln.

Durch den Abend drangen wieder spitz und scharf die quicksenden Geigentöne, glaubte sie Stimmen zu hören, Gejohl und Gestreite im Wirtshaus, verlangendes Stöhnen, Schreie. — —

Sie muß fort. Fort.

Wissen, wo er ist.

Sie kann nimmer anders.

Und die Wut, die Gier drängen ihr Worte des Hohns auf die Lippen, vergurgelnde Zischlaute — —

Wie sich das alles jetzt herauspreßt, Alles, was sie so lange in sich gefressen, was ihr das Herz fast abgedrückt. Jawohl! Sie will's ihm heute sagen, ins Gesicht schreien vor allen Leuten, ihn packen, beschimpfen, ihn anspeien, ja ihn anspeien.

Sie muß das thun.

Das Blut saust ihr in den Ohren, ihre Lippen verziehen sich, bedecken die Zähne nimmer, sie läuft nach der Thüre, von gierigem Verlangen geschüttelt.

Schritte draußen lassen sie verwirrt zögern.

Ein Trupp Mädchen zieht am Hause vorbei, vom Tanz erhitzt, laut sprechend und lachend, Arm in Arm nach Nußheim.

Ein paar singen halblaut Tanzmelodien, die andern sprechen.

Eine, mit einer spitzen Blechstimme überschreit alle.

„No, awer's Feser's Kathche! die werd schtols werre. So en Borsch! So ä' reich' Haus. Unn de ganze Dag norre mit 'r gedanzt und keen Anneri angeguckt. Henn'r se dann nit g'sehne?" —

„Wenn?" frägt eine der Singenden eifrig dazwischen, die andern Stimmen singen unbekümmert weiter.

„Wenn!!“ die mit der Blechstimme gereizt. „Hoscht dann du kee Ache? Wenn!! — ’s Müllers Karl, wu hoscht dann hingeguckt? Do gibt’s Hochzeit.“

„Jo, jo! Awer liwer Gott, die Lisbeth! un’s Kind. Die werd gucke!“

„Die Lisbeth — Gans, halt’s Maul, ewe sinn mer am Haus.“

Dann flüstern sie und ziehen weiter in den beginnenden Abend hinein. Leise tönt der Gesang noch eine Weile über den Bahndamm, vom Wind verweht.

„D’ Fesers Kathche! s’ Müllers Karl!“

Er tanzt, er will heiraten, er hat eine andere im Arm —

Wie eine Rasende springt Lisbeth in die Kammer, reißt das Kind aus den Kissen, fort! taumelnd über die Stufen, stolpert, keucht sie in die dunkle Straße. Auf den Tanzplatz.

Jetzt sollen’s Alle hören, daß er ihr das Heiraten versprochen, daß er ihr den Ring gegeben, daß er sie zu Grunde gerichtet, daß sie hungern mußte wegen ihm, daß sie wie ein Hund kriechen muß vor den Verwandten, daß er ihr kein Geld gibt, daß er, — daß er — ihre Gedanken verwirren sich.

Ihre Beine schlottern, heiser röchelt das Kind in ihrem Arm.

Das Kind will sie ihm zeigen, wie es wurde vor Not, die Male von den Schlägen muß er sehen, sie hält’s

ihm unter die Nase und sie speit ihn an, vor Allen, — vor der — oh —

Lisbeth fletscht die Zähne vor hungriger Begier, ihre Nägel graben sich in den Körper des Kindes.

Heut', heut'. Jetzt gleich! —

Immer näher kommt ihr der verworrene Lärm der Schenke, das Gläserklirren und Wortgetrubel, näher das Dröhnen und Stampfen vom Tanzplatz, die Musik — Lichtstreifen aus den Schenkfenstern huschen über sie, über das gekauerte Bündel in ihrem Arm. —

Da — dicht vor dem Tanzplatz.

Wie ein Knäuel haben sich Stimmengesumm und polternde Tanzschritte vermischt.

Aus ihnen hervor stechen die Schreie der Violinen, die spitzen, schon ermüdenden Klarinettentöne, angefeuert durch das stetige, leisere, förmlich tückisch-hetzende Gebrumm des unterwürfigen Baßes.

Und eine graue Luft, staub- und schweiß- und rauchgesättigt dringt durch die Thüre, bringt die ganze aufgestöberte, taumelige Gier mit sich, den heißen Atem, den Geruch der schwitzenden, erregten Weiber, das brutale, zutappende, blöde Lachen der berauschten Männer. —

Es legt sich auf Lisbeth, dringt in sie, umhüllt sie, schießt ihr durch den Körper, stachelt sie. — —

Noch ist sie geblendet von den trübseligen Talgkerzen, die von Zeit zu Zeit matt aufhüpfen von dem Wirbel der weiten Röcke um sie. —

Da! — dort! — dort unten — hier jetzt — — neben ihr — bei ihr — der rote Rock! Hochmütig schlägt er ihr um die Beine, — tanzt weiter — weiter — sie! — sie! — und? —

Lisbeth athmet mit weitgeöffnetem Maule, in keuchenden Stößen, — sie tappt taumelnd nach dem roten Rock. Hat sie ihn? —

Nein! — dort! — da! — da! — taucht er auf, fliegt vorbei — sie muß ihn haben, sie muß ihn halten. —

Nach! nach! —

Jetzt! — Endlich!

Sie halten an, starren.

Mit geneigtem Halse steht die Lisbeth, weit de Oberleib vorgestreckt, erwartend, witternd. —

Da packt sie's. Ihr Hals ist gebläht, zum Zerplatzen, ihre Augen haben sich mit Widerhaken in die seinen verbohrt, das Kreischen der Musik droben stachelt, rast ihr im Kopf.

Sie stößt das junge Mädchen zur Seite, stürzt auf ihn, hoch hält sie das Kind. —

„Du! — — du!“ — —

Schrill, vergurgelnd.

Plötzlich stier, blöde, erstarrt glotzt sie nach dem Kinde —

Ihre Augen bleiben aufgerissen, die Unterlippe sinkt, der Kopf neigt sich tief — „da!“ macht sie kurz, erstaunt, ungläubig.

Und alle drei schauen in wortloser Blödheit auf das tote Kind. — — —

Um sie herum rasen die Paare im Galopp, hoch auf jubeln die Violinen, angetrieben von dem boshaften Grunzen des Baßes.

Ein Begräbnis.

„Hebt's 'n ahf!“ Der Marrhofer war's, der in die glotzige, stiere Stille des Totenzimmers die paar Worte geknurrt hatte. Eben war der Geistliche gegangen, mit ihm die Ministranten und Sänger, der dürre Lehrer gähnend, daß man die ganze Reihe seiner gelben Zähne sah.

Zerzauste Weihrauchwolkenfetzchen lungerten in den Ecken der niedern, sandbestreuten Bauernstube umher und Herbstsonnenlichter haschten sich auf dem Sarge, durch windbewegtes Baumlaub dringend. Ein dicker Geruch vom Firniß des Sarges und dem auf den Schränken aufgespeicherten Obst vermischte sich mit den herrschsüchtigen Düften der Astern und Buchskränze.

„Hebt's 'n ahf! Tuifi, is der schwar!“ knurrte der Marrhofer wieder.

„Ahf!“ — ein Ruck und der bleckend gelbe Sarg mit dem schwarzen Holzkreuz schwankt auf den Schultern der vier Bauern durch die Stube, mit ein paar Püffen rechts und links durch die Thüre, mit hohlem Poltern über die Treppe und ins Freie.

Ihm nach Getrappel und Gestampfe von vielen breiten, bedächtigen Füßen.

Ein unbeeiltes, stetiges Drücken und Drängen, Buckel breit, Ellbogen nach auswärts, den Hut in der Hand und die Brust gegen den Rücken des Vordermannes gedrückt, schleift der Knäuel der Männer über Vorplatz, Treppe und Hausflur.

Zuletzt ein paar Weiber. Breithüftig, Röcke schwenkend, kauen sie Gebete.

Vor der Thüre ein Auseinanderschieben, dann ein blödes Zuwarten.

Männer und Weiber aus dem Dorf kommen noch auf den Einzelnhof zu, reihen sich dem Zug an.

Keines spricht, sie grüßen sich nicht.

Etwas Unausgesprochenes, Witterndes, Verstecktes, eine zurückgehaltene Neugierde liegt wie eine dünne Schicht kaum bemerkbar über dem Leichenzug.

Der Marrhofer wird unruhig

Können sie noch nicht gehen? Die Bande soll da sein zur rechten Zeit.

Der Zorn reißt an ihm.

Freilich, der Branntwein auch. Er hat viel Branntwein trinken müssen die Tage her und Bier dazu. 's is halt eine sakrische Geschichte und er hat das Trinken notwendig gebraucht.

Ob er sich fürchtet? — Er, der Marrhofer, sich fürchten? — Die notigen Kleinhäusler trauen sich nicht an ihn. Kein Wort haben sie ihm gesagt, nicht einmal rechtsinnig gefragt.

Er hätt's ihnen auch nicht raten mögen!

Im Grund ging's doch ihn nichts an, rein gar nichts.

Weil er der Schwiegervater war? Ja er wußte nichts.

Ertrunken hatte es geheißen. Und das mußten die andern glauben und glaubten's.

Freilich glaubten sie's. Die wußten ja nicht, was er — —

Drinnen wenn er aber wär' in der Erden, der alte Kerl, es wär' ihm schon lieber und heimlicher.

Sein Schwiegersohn! Zum Lachen war's schon, der war ja älter wie er, der alte Krachzer.

Aber der Hof halt, der Hof!

Prüfend tastete sein Auge über die lange Front des Hauses, die Scheuer, die Felder rings um das einsame Gehöft. —

Der Kartoffelacker — der Weiher — ein Gruseln überläuft ihn.

Dort aus dem Schlammdümpfel haben sie ihn heraus.

Wie der ausschaute! Pfui Teufel!

Ganz verschwollen, das Gesicht voll Schlamm, die Finger eingekrallt und die Kartoffelhacke noch fest in der Hand.

Grad vom Kartoffelhacken, vom Feld her.

Er war halt hinein.

Mehr hatten sie nicht herausgebracht.

Und er? — Ja, der Marrhofer halt's Maul! — —

„No, Sakrement, geh'n's jetz no nöt? —

So halt' do' stad, Tanner! Schiabt's 'n allweil hin und her."

Ihn druckt er gar so auf die Schulter, der schwere Sarg. Hätt' gar nicht gedacht, daß der alte Häuter so schwer wär'! —

Wie der ihn aber anschaut, der Tanner, so bissig, so frech! Wart Kerl!

Der Zorn drosselt ihn und so lang kommt ihm dies Zuwarten und Stehen vor dem Haus vor. Wie die alle gaffen, die Kleinhäusler, die armseligen.

Das Haus glotzen sie an, den Hof und den Weiher drüben und den Acker erst recht. Dann stecken sie die Köpfe zusammen, horchen — drin schreit auch richtig das kleine Kind. Grad jetzt!

Herrgott, nur weiter, nur weiter! Er schmeißt sonst den Sarg hin und schreit. —

„Habt's Ihr was? — Wißt's Ihr was? — Nachher red's."

Das hätt' ihm wohlgethan.

Keiner hätt' sich gerührt gegen ihn, gegen den Großbauern.

Aber heimlich — was die alles zusammengeredet haben! Und doch weiß Keiner — nur er. — —

Weiter! weiter! heiß wird's dem Marrhofer, schwül und ängstlich.

Endlich, endlich.

Voraus schwenken die Fahnen, in langgezogenen Tönen ziehen Posaunenstöße über den Leichenzug weg. —

„Vater unser, der du bist in dem Himmel." —

Da im Zimmer drin liegt die Resl im Wochenbett. Die Resl, seine Tochter, die Frau von dem Alten da im Sarg. Zu früh ist der Bub gekommen wegen dem Schrecken.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden."

Wenn er's nicht besser wüßt!

Grad ein Glück war's die Heirat auf den schönen Hof, ein rechtes Glück.

Wenn ihm die Resl das Kind von dem Knechtl, dem elendigen, notigen, lediger hergesetzt hätte!

Acht Tag war er bei ihm und am neunten hatte er, der Marrhofer, den frechen Notnickel schon erwischt und gedrosselt im Heu droben. Bald wär' er ihm nimmer ganz aus den Fingern gekommen. Die Resl kam mit einem Buckel voll Schläg davon, aber zu spät war's halt schon.

Er und die Resl, sie hatten sich nicht lang' besonnen, als der alte Geizkragen als Hochzeiter gekommen war, da war die Resl grad' so resolut wie er.

Der war auch der einzige Großbauer, außer ihm, im Dorf.

Freilich Streit und Schimpfen gab's den ganzen Tag und kein Dienstbot blieb, nur das Knechtl und das hätte sie nicht nehmen sollen, die Resl.

Am End können sie ihr doch was anhaben, wenn sie — —.

Aber es weiß ja niemand etwas von ihr und von dem, und Nacht war's, als sie alle zwei — dem Marrhofer hämmert's in den Schläfen.

Wenn sie der Resl doch was anhaben — wegen dem Knechtl? — —

Er mag sie, er hängt an ihr, sie ist sein Schlag, nichts von der Alten, Gott tröst' sie, liegt schon lang unter der Erden.

Aber es meint ja niemand was, das ist nur seine Angst, er schnauft sich so hart und das Herz hämmert, er ist auch so schwer, so schwer, der alte Krachzer. —

Ueber den Weg schaut der tote, trübe Schlammweiher. Eine einzige Birke mit windgeschüttelter Krone steht an seinem Ufer, kein Schilf, keine Weide, kein Gesträuch.

Auf einmal gibt's dem Marrhofer einen Ruck, daß er den Kopf dreht.

Reden die hinter ihm? Was ist's? —

Alle schauen sie nach dem Weiher, mit stieren, neugierigen, verstockten Glotzaugen, haben das Beten schier vergessen.

Nur ein paar Weiber und eine hohe, dünne Mannsstimme zetern unbeirrt weiter.

Schaut der Pfarrer auch hinüber?

Zusammengenommen, Marrhofer!

Er wird wohl was ausgestanden haben die drei Tag her und gebetet hat er und Angst gehabt für die Resl!

Aber gesoffen doch mit den Anderen und geredet von dem Unglück, und keiner hat was gemerkt.

Wie sollten die was wissen!

Ein Glück, daß nur er allein — und niemand sonst. —

Er hätt's hindern können, er schon, aber — —.

Macht ihm der Branntwein so heiß?

Der verfluchte Weiher!

Wer kann was sagen? — —

Jetzt beten sie wieder alle.

„Heilige Morio, Muetter Gottes, bitt' für uns arme Sünder, jetz und in der Stuhnde unseres Absterbens. Amen."

Ach was! Dummheit! Die denken an nichts, nur er ist so fürchtig.

Ueber ihn weg dringt das verworrene Gesummse der betenden Stimmen in den sonnigen Herbstmorgen.

Vorausschreiend, nachschleppend, faul, wie lallend, ein Durcheinanderschieben unverständlicher Worte, durchstochen von den harten Posaunenklagetönen.

Eine große Leich' sollt' er kriegen und drei Aemter, wie sich's für einen Großbauern gehört, und danach war die Resl eine große Bäuerin und konnte heiraten, wen sie wollte. Dem Knechtl, dem wollte er schon

den Weg weisen, er wußte wie! wenn der etwa meinte, der Hungerleider, dem blieb der Schnabel sauber.

Wenn was aufkommt, wenn sie der Resl was anhaben, ist der schuld. Jesses, der wird sich doch nicht trauen mit der Leich' — oder wär's besser?

Der Marrhofer rückt mit beiden Händen am Sarg. Schwerfällig dreht er den Kopf, ganz krämpfig ist er — —

So! Der Vorderleithner und der Altenburger stecken die Köpfe zusammen, hinter ihm und da und dort, geduckte, zusammengerückte Schädel — Sakrement! —

In den Händen zuckt's ihm, in den Schläfen hämmert's: die Hunde, die elendigen! Gleich fangen sie zu beten an, fürchten sich vor ihm.

„Und vehrgieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern und fihre uns nicht in Vehrsuchung, sondern erlese uns von den Iwel. Amen."

Langsam kriechen sie den Berg hinauf, so langsam.

Die Sonne brennt und der Schweiß sitzt ihm im Nacken.

Die Föhren an der Straße sind umstanden von gelbglühenden Ginsterbüschen und niederem Haidekraut mit schüchternen, kleinblumigen, fast farblosen Blütenrispen. In großen Abständen stehen die Bäume. Eine lange, kahle Strecke keucht der Zug noch bergan, dann schlupfen die ersten Häuser des Dorfes aus der Landstraße.

Im Thal strömt der Fluß und schauen weiße Gehöfte aus dichtem Baumschatten.

Rauch steigt auf und Vieh weidet auf den Herbstwiesen.

Hier oben ist der Boden sandig, rötlich, karg. Die verdorrenden Kartoffelkräuter links und rechts der Straße senden einen bitteren, hämischen Geruch über den Weg her.

Der magere, rissige Boden! Die paar armseligen Aecker!

Verachtung steigt in dem Marrhofer auf. Fürchtet er sich vor dem Gesindel?

An ihn traut sich keiner.

In der Dorfgasse stolpert der Tanner.

„Kannst nöt aufschaug'n, du Lapp, du? Wie du den umananderbeidelst," herrscht ihn der Marrhofer an.

Wie ihn der wieder anschaut, so stadbissig. Wenn die ihm eine anhängen könnten!

In ein paar Wochen ist alles wieder gut und er hat seine Ruh.

Mit dem Knechtl heißt's freilich zuerst zusammenrucken. Aber dem wird er Herr. Wenn nur die Resl ihn nicht selber will. Beinah' meint er's. Aber das darf nicht sein, er wird der Resl auch noch Herr, und wenn nichts hilft, wenn er sagt, was er an dem Abend gesehen — — —

Die Straße senkt sich ein wenig gegen den Kirchhof zu. Man sieht ihn in flimmernder Luft hinter dem Dorfe am Walde liegen.

Das Dorf ist ausgestorben, die Fenster geschlossen, aber hinter den Scheiben lümmeln Weiber- und Kinderköpfe.

Die Posaunen schweigen, auch die Beter erlahmen.

In den Gräben, an den Baumstämmen, an Zäunen und Hecken lehnen Totenbretter, halb übereinander gefallen, schiefe, aufrechte, verwitterte und grelle, neubemalte.

Wenn nur dem sein's auch schon dastünde, und er wär' drinnen in der Erd'n.

Viel zu schwer ist er ihm, der alte Krachzer, er kann's fast nimmer machen, er drückt ihn so auf die Schulter, nimmt ihm den Atem, und dann das Herz — er kann ja nimmer schnaufen, ganz eng wird's ihm und ein Angstgefühl kommt über ihn, immer mehr —

Das macht die heiße Herbstsonne. Gleich vor dem Dorf wird er auch abgelöst. Es ging' auch nimmer.

Hell, frech blinzt schon die weiße Kirchhofsmauer in der Ferne und das Schieferdach der Kapelle glitzert im Sonnenlicht. — Weiße Zitterbirken neigen sich über die Totenbretter am Wegrand — schon das halbe Dorf — was ist's mit dem Wechseln? —

Ja so. Jetzt halten sie. Endlich! Geht schier nimmer. Kaum, daß er drunter fort kann.

„Schaut's do' ahf!" herrscht der Tanner. Was glauben denn die? Stoßen ihn ferm mit den Ellenbogen.

„Stad, ner stad," macht er mit emporgezogenen Augenbrauen.

Ein Hin und Her, ein Bücken, ein Daruntерweg — so! — Weiter!

Was? — geht denn der Pfarrer nicht?

Warum stieren sie alle? Alle nach ihm? —

Nein! Dort! Hinter ihm, das Knechtl und Alle schauen sie hin, und der Pfarrer schaut hin — und — was wird's jetzt geben — Heiland!!

Geht der Pfarrer auf ihn zu, aufs Knechtl? —

Himmlischer Vater, ich bitt', führe uns nicht in Versuchung, Jesus hilf! Heilige Mutter Maria! Kommt er zu ihm? — Ist Alles verloren?

Der Marrhofer hört nichts mehr, schwarz wird's ihm vor den Augen — vorbei ist's, vorbei. —

Endlich traut er sich wieder aufzuschauen — er steht ja, der Pfarrer, was thut er denn? Tuifi, der liest ja was runter vom Totenbrett, ganz laut, was fällt dem ein? — der Marrhofer horcht —

„Für heimliches Vergehen roch sie mit Schlangenbissen
„Ein unbequemer Worm, das strafende Gewissen.
„Entfleuch ihn, wenn du kannst,
„Er kommt ins Schlafgemach,
„Er kommt dir überall
„Auch auf den Lustplatz nach.

„Und daß kein Augenblick
„Dein armes Herz erfrische
„So wird die Angst dein Gast
„Und sitzt mit dir zu Tische.“

Stille.

Der Marrhofer duckt sich.

Meint er ihn? Ist Alles hin?

Er hat's ja nicht gethan, er nicht.

Und gesehen — weiß das jemand? — —

Himmlischer Vater, hilf! hilf.

Mit schlotternden Händen dreht der Marrhofer seinen Hut.

Wie wird's, was wird's? — Wie ist's?

Alles hin?

Nicht aufschauen kann er.

O mein Resl! — —

Was? — Der Pfarrer geht wieder? — —

Vor ihm hin und her schwanken die Fahnen, der Sarg fängt an, sich langsam auf und niederzusenken, ein allmähliches, zögerndes Fußgetrappel wird neben ihm, um ihn, hinter ihm.

Niemand betet. Die unoffene, gespannte Stille dauert an.

Ein Paar hinter ihm lesen halblaut von dem alten Totenbrett wieder herunter.

„Auf diesem Brett ist gelegen die tugendsame Barbara Braun, Gütlerin von Gutmaning, wurde

geb. 13. Jänner 1792, gest. den 31. August 1854, als war sie 62 Jahr. R. I. P.

Und wieder weiter den Vers: „Für heimliches Vergehen“ ꝛc.

Den ganzen Vers. Kopf an Kopf stehen sie vor dem Brett, lesen — auf einmal reißt's ab, ein Gesummse wird unter ihnen, ein unterdrücktes Stimmengesurr, ein anwachsendes Geknurr. Der Pfarrer wendet sich, schaut um, die mit der Leiche bleiben stehen, zögernd, nachschleppend treten ein paar vom Totenbrett weg, mit ihnen der Marrhofer.

Dort schleicht sich Einer vom Zug.

Ueber die Wiese, den kleinen Pfad, dem Wald zu — — das Knechtl.

Er beißt die Zähne übereinander, der Marrhofer. Dem Kerl nach. Nach! Es ist doch Alles hin!

Nein, schäm' dich, Marrhofer! Nichts ist hin! Nichts für dich, nichts für die Resl.

Kopf hoch! Jawohl! Die Kniee schlottern ihm, und der Atem keucht. Wenn's nur ein End' hätt!

Gar nimmer hinter dem Sarg geht er, wo er hingehört, mitten unter dem Haufen, ganz allein lassen sie ihn trollen, gebetet wird auch nicht, Ordnung ist keine mehr, durcheinander tappen sie auf der Landstraße.

Da fängt der Pfarrer selbst zu beten an, und wie in Gewohnheit setzen sie ein:

„Und das ewige Licht leuchte ihm“ ꝛc.

Der Friedhof endlich!

Die paar Stufen am Eingang sind oben mit borstigen, abstehenden Grasbüscheln bewachsen, der Weg zwischen den Gräbern liegt voll harter Spitzsteinchen, gelbe Totenblumen wuchern auf den Hügeln, und rote und lila Astern strecken sich aus einer Wildnis blühender Reseden. Mit dickem, schon herbstlichem Geruch erfüllen sie die Luft.

Schwerfällig tanzt die Kirchenfahne, höhnt. Mit flatternden Endquasten dreht sie sich vor dem Marrhofer hin und her, der Sarg hebt und senkt sich vor ihm, und Alle drängen sich von ihm weg.

Allein muß er gehen, allein steht er vor dem Grabe.

Aufgeworfene, rötliche Erde liegt daneben, ein fauliger Modergeruch entsteigt ihr — wie ist es — riecht's nicht wie der Schlamm aus dem Weiher, der Schlamm an dem Ertrunkenen? Wenn's vorbei wär! —

Das Knechtl, das Knechtl! Das ist an Allem schuld.

Es wird doch nichts aufkommen? —

Nichts von ihm, nichts von der Resl?

Ueber die Friedhofsmauer blauen in langgeschwungenen Linien die Berge des Bayerwaldes und schaut das Kirchlein des Kalvarienberges aus Tannengrün.

Im Thal zieht der Regen, von dünnen Nebelwolken überlagert. Dieser goldene Herbstsonnenmorgen! Hängebirken schütteln ihr Laub von der Mauer,

Bienen summen im Frühlicht, und vom Turm der Kapelle bimmelt das eilige Glöcklein.

In dicken Haufen, mit gesenkten Köpfen umstehen die Bauern die Grube. Wartend, wie im Bann des Kommenden, harrend in wortloser Gier.

Es muß etwas kommen.

Auch der Pfarrer schweigt, nur das Glockengebimmel schlenkert durch die Luft.

Da! — ein Hüsteln, ein Ellenbogenstoßen, ein plötzliches Drängen und Schieben, ein Wenden der Köpfe, eine fast jubelnde, befriedigte, erlösende Unruhe, eilige Schritte, sich nähernd, Kinderköpfe über der Kirchhofmauer, summende Stimmen, anschwellend — näher —

„Jesses!“ der Marrhofer knickt zusammen. Uniformen, — die Polizei — der Kommandant — auf das Grab zu —

„Halt! — halt!“ —

„Aus is! — aus is! — Resl!“ — —

Ueber das Grab stolpernd, mit wütenden Fäusten durchdrängend, quer über Gräber und Grasbüschel, über Stein und Geröll und harte, vertrocknete Erdklumpen —, wieder zurück — die weiße Mauer entlang, taumelt, springt, stürzt der Marrhofer.

Fort, fort! Hinaus!

Da die Seitenthüre.

Querfeldein, den kleinen Wiesenpfad, dem Wald zu.

Aus is! — aus is! — Der! — — Der! — Der! —

Wie's hämmert, wie sich seine Finger krallen, der Hut fliegt, der lange Rock weht im Winde.

Ueber Feld und niederes Gesträuch, durch Hecken brechend, mit rot unterlaufenen Augen, heiser schreiend, die Kleider in Fetzen — zu! — zu! —

Immer näher der Wald und — er! — er! — Wutschreie, verschlungene Leiber, krachendes Gezweige — ein Röcheln — —

Mit stieren Augen kniet der Marrhofer auf dem toten Knechtl. Und seine große Bauernhand drückt ihm immer noch den Hals auf den Boden, als sie nachkommen.

„G'nua hot er dösmal," grinst er sie an und bleckt seine Zähne.

Dies irae.

Von Georg Schaumberg.

Mit dem Portrait des Dichters.

Preis Mk. 2.50, eleg. geb. Mk. 3.50.

Dies irae! dies illa! ..... Durch der Jahrhunderte Flucht klingen wie die Posaunentöne des ewigen Gerichtes die Worte des düsteren Prophetenliedes von dem Tage, „der die Welt zu Asche wandeln wird" — ein schauriges „Menetekel" für die Lebenden. Und etwas von der gewaltigen Kraft dieser Töne klingt auch durch die Verse des Münchener Poeten. Auch er sieht mit Blut und Flammen einen Tag des Gerichtes emporsteigen, aber nicht im Sinne strenggläubigen Bibeltums — warnen will der Dichter vor einem Dies irae für unsere sozialen Verhältnisse. Also Tendenzdichtung? Zum Teile ja; aber Tendenzdichtung im höchsten künstlerischen Sinne. Der Dichter steht mitten in seiner Zeit, ein echtes Kind derselben mit all ihren Schwächen und Fehlern, aber er hat sich ein warmes Herz bewahrt für die Leiden der Enterbten und ein offenes Auge für die Auswüchse unserer modernen Gesellschaft und vor allem ist er begeisterter Kämpfer für die Freiheit. Mit allen Waffen zieht er für sie zu Felde: mit scharfem Spott und ätzender Satyre, mit volltönenden Rhythmen heiliger Begeisterung und zuweilen sogar mit cynischem Lächeln. Der Abschnitt „Soziales" enthält in dieser Beziehung eine Reihe von Gedichten, die zu den besten gehören, welche die moderne Tendenzposie geschaffen. Aber auch im Abschnitt „Eigenes" zeigt sich der Dichter als eine durch und durch moderne Natur. Diese wilden Seelenkämpfe, dieses prometheische Ringen mit den höchsten Problemen und dann der plötzliche Sprung in die tollste Liebesleidenschaft, dieses fortwährende Fliehen von Golgatha zum Hörselberg, das ist so recht bezeichnend für den modernen Uebergangsmenschen. Dabei ist die Form dieser Gedichte immer klar und treffend, oft fast zu knapp. Gefühlsduseleien, weichliche Sentimentalitäten, Stimmungsschwelgereien wird man darin vergeblich suchen; der Grundton des Buches ist herber Pessimismus, aber der Pessimismus des gereiften Mannes. Und noch einen heute seltenen Vorzug besitzt dieser Dichter: die Kunst der Satyre. — „Dies irae" wird Aufsehen erregen:

„Schon lag auf Erden dunkles Schweigen,
Nur hin und wieder dumpf ein Klang,
Wenn von den fruchtbeladnen Zweigen
Ein Apfel auf den Rasen sprang.
Vom Garten wehte feucht erquickend
Ein weicher warmer Wind ins Haus,
Ich aber lehnte, traurig blickend,
Weit aus dem Fenster mich hinaus.“

Solche Verse erinnern an die Lyrik Goethes, etwa an die Sesenheimer Liebesstimmung.

„Wie schlug mein Herz!
Geschwind zu Pferde . . .“

Dieselbe überquellende Fülle und selige Unrast des Herzens, dasselbe klangvolle Wogen des Verses, derselbe hellenistisch ruhevolle und plastische Ausdruck. Leider muß ich hinzufügen, daß Henckell, auch hierin Goethe nicht unähnlich, zuweilen aus wundervoll strömender Poesie in eine staubige Abstraktion und breite, pedantische Psychologie gerät. So raisonniert er mitten in der Liebesträumerei, die durch jene prächtige Strophe eingeleitet worden ist:

Wozu dies Zweifeln, dies Verlangen,
Das quälend sich im Busen häuft?
Wozu dies sehnsuchtsvolle Bangen,
Das zitternd durch die Glieder läuft?
Zum Herzen fühlt ich's heißer wallen,
Mich übermannt — o süße Pein! —
Der Trieb, der reizendste von allen:
Zu lieben und geliebt zu sein.“

Mir fallen die matten Schlußzeilen des Goethe'schen Gedichts ein:

„Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!“ . . . . . .

Doch genug der Bemängelung! Sonst könnte es scheinen, als habe ich in dem neuen Buche von Henckell weniger Kunstfreude gefunden, als ich thatsächlich gefunden habe. Entzückt bin ich von Gedichten, wie „Fehlstunden“, „Morgen“, „Pfingsten“, „Uebers Jahr“, „Meine Geliebte hupft über die Berge“, „Matt gießt der Mond vom Wolkensaum“, „Durch die Maiennacht“, „Himmelfahrt“, „Siehe, der Sturm fegt über die Bäume“, „Nachtmar“, „O reiner Himmel mit blauem Schein“, „Sommerabend“, „Morgenstern“, „Es dampft die Burg“ und anderen. Ich möchte eins dieser Kunstwerke hier vorführen. Freilich die

Wahl fällt schwer, weil ich mir bewußt bin, daß mein Urteil in reinen Neigungen wie Abneigungen vielleicht allzu subjektiv und daher für Andere nicht maßgebend ist. So greife ich denn mehrere Gedichte heraus, damit, wenn eins nicht die erwartete Wirkung thut, das andere Ersatz biete.

Sommerabend.

Schall des Tagwerks ist gestillt,
Müd' am Neubau träumt die Winde,
Abendhauch der Höhe quillt
Mir ins Fenster frischgelinde.

Nachbarin pflückt noch so spat
Lattich in dem grünen Garten,
Ihrem Manne mit Salat
Zum Pfannkuchen aufzuwarten.

Windeln schlürfen Lindenduft —
Gott gesegne das den Kleinen!
Wolken pilgern durch die Luft,
Noch ein Stündchen und sie weinen.

Weinen durch die Sommernacht,
Daß die Blumen neu erblühen,
Daß die Sonne lust'ger lacht,
Morgenbüsche Tropfen sprühen.

Hoch vom Walde ruhig rauscht
Mir des Berges Psalm herunter,
Meine schattige Seele lauscht
Segenschwer und liedesmunter.

Möglich, daß viele Leser die feine Kunst dieses Gedichtes nicht empfinden, weil sie ein größeres Interesse am Stoff, als an dessen Gestaltung nehmen, der Stoff des Gedichtes aber, die gestaltete Stimmung, nicht jenes Pathos enthält, das zu imponieren pflegt. Um die burschikos übermütigen morgenfrischen Jauchzertöne Karl Henckells vernehmen zu lassen, zitiere ich aus „Frühling“:

„Du linder Lenzwind, streiche mir sacht
Mit weichem Wehen die Locken zurück!
Du brachst der brummigen Winternacht
Mit einem Hauche das Eisgenick.

Du Sänger im Strauche mit schmetterndem Schlag,
Inbrünstig flötende Kreatur!
Nun pfeifen wir beide den lieben Tag
Und pfeifen und flöten und schmettern nur:

Wie der Aether blaut, wie der Segen thaut,
Wie die Kätzchen baumeln, juchhei!
Wie der Schatz dem Schätzchen am Lätzchen kraut,
Wie sie zittern! — Taudaradei!"

Der Cyklus „Anna" schließt mit folgender Elegie:

Sanfter Schatten, süßes Schweigen!
Friedlich zirpt die Grillenherde,
Die Kastanienzweige neigen
Breitbeblättert sich zur Erde,
Kukuk! Kukuk! aus der Weite,
Tief im Dorfe kräht der Hahn,
Blauer Himmel von der Seite
Waldseeschimmernd aufgethan.

Und so will ich gerne schauen,
Und so mag ich willig träumen,
Heller wird des Schicksals Grauen
Unter Frühlingsblätterbäumen,
Junge Tote, deine Qualen,
Aller Jammer, jede Pein,
Mild aus leuchtenden Pokalen
Quillt der bittre Lebenswein. —

Ceterum censeo: Das deutsche Volk hat nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch gegenwärtig Lyriker von Bedeutung. Und wenn man klagen hört über den niedrigen Stand der Poesie deutscher Zunge, so dürfte die Klage von Leuten stammen, welche entweder von der Autorität anerkannter Größen der Vergangenheit derart beherrscht werden, daß sie alle Novizen prinzipiell geringschätzen, oder aber die modernen Lyriker einfach nicht kennen; dann empfehle ich ihnen „Aus meinem Liederbuch" anzuschaffen und — auch unsere sonstigen modernen Lyriker von Bedeutung aufzusuchen: Liliencron, Julius Hart, Holz, Mackay, Bierbaum, Dehmel, Falke u. a.

(Bruno Wille in der „Freien Bühne" 1893, Heft II.)

Künstler-Dramen.

Von Julius Schaumberger.

Preis Mk. 3.—.

Stimmen der Presse:

Chr. Flüggen im „Kunst- und Theater-Anzeiger“ Nr. 1834 vom 15. Februar 1893:

„Zu den Neu-Modernen möchte ich Julius Schaumberger gezählt wissen. Er hat es in seinen „Künstler-Dramen“ gewagt, eine Dichtung anzustreben, d. h. er hat eine Idee in den Mittelpunkt seiner Dramen gebracht und dieser Idee moderne Menschen gegenübergestellt. Da ist alles so lebensecht und so warmblütig wie in den Abschreibungsromanen ohne Fabel, wie sie in den letzten Jahren aufgetaucht sind, aber es ist kein fortwährendes systemloses Nacheinander, es sind Gesetze in der Handlung; statt ungelenker Anarchie künstlerischer Organismus. Man wird verstehen, was ich meine: Schaumberger hat seine Personen von einer leitenden Idee abhängig gemacht. Die Naturalisten werden freilich schreien, daß so etwas gar keine Kunst sei, die echten Realisten werden einen solchen Fortschritt aber als die echte Kunst begrüßen, weil sie wissen, und mehr noch als das, weil sie auch fühlen, daß ohne Ordnung keine Kunst möglich. In dem ersten der Dramen ist die Idee der Freude das treibende Moment der Dichtung, die bacchantische Freude und die reine, stille Herzensfreude. Diesen ideellen Begriffen gegenüber stellt nun Schaumberger einzelne verschiedene Charaktere und deren Verhältnis zu den zwei Begriffen der Freude. Man sieht, das Drama wäre ein bloß spekulatives Gedankenspiel geblieben, wenn in Schaumbergers Adern nicht auch echtes Poetenblut rollte, wenn Schaumberger seine Menschen nicht lebenswahr ausgestalten, dieselben nicht in Konflikt miteinander bringen könnte. Und das kann der junge Dichter. Die Idee der Freude ist hier kein totes Symbol, das wie ein aschgraues Abstraktivum über der Szene dämmert, Schaumberger hat die Idee der Freude in die Herzen seiner Personen gelegt: wo die verschiedenen Charaktere ihre Freude suchen, wie die einen statt Freude das Wort Genuß setzen, die andern das Wort Arbeit — das zeigt uns Schaumberger. In der Ausführung, in der Szenenführung, in den Mitteln, wie er schildert, steht Schaumberger vollständig auf dem Boden der Moderne.

Keine einzige gesuchte „schöne“ Rede, alles ist hier dem Leben abgelauscht. Die Leute sprechen auch alle gleich, bedienen sich derselben Wendungen, just wie im Leben, bei den Durchschnittsmenschen. Denn Durchschnittsmenschen schildert uns der Dichter. Aber mit dem Humor des überlegenen Herzens. Ob das Stück aufgeführt werden kann oder nicht, — die Frage zu erörtern ist hier nicht der Platz: eins steht aber fest, das Drama „Die Freude“ ist eine starke Talentprobe einer fortschreitenden Dichterkraft, die sich freigemacht aus den Banden der Konvention. Denn auch unsere Revolutionäre in der Litteratur trotteten schon ganz gemütlich auf breiter, gutgepflasterter konventioneller Straße. Aus dieser Situation hat sich Schaumberger mit seiner „Freude“ befreit. Im zweiten Drama „Ein pietätloser Mensch“ zeichnet Schaumberger sehr glücklich den Gegensatz zwischen Philisterengherzigkeit und Künstlergroßsinn, ein Stoff, der schon des öftern behandelt worden ist, in der lebendigen Ausarbeitung durch Schaumberger jedoch neuen Reiz gewinnt.“

Us'm schwäbischa Volksleaba.

Eine Sammlung heiterer und ernster Erzählungen im schwäbischen Dialekt

von

Wilhelm Unseld.

Brosch. Mk. 4.—. Elegant geb. Mk. 5.—.

Ein brillant ausgestattetes Buch, das indes auch literarisch manche Schöpfung ähnlicher Tendenz weit überragt.

So spricht, denkt und fühlt das Volk; da ist kein verzerrtes Wort, keine gemachte Pointe. Wenn alle Jene, die sich Dialekt-Dichter heißen und als solche sogar mitunter von Unkundigen gepriesen werden, trotzdem sie von der Mundart, in der sie zu schreiben vorgeben, oft keine blasse Ahnung haben, halb so Gelungenes zu Stande brächten, wie Wilhelm Unseld, der Dichter von „Us d'r Hoimath", Dialektwerke würden leichter Absatz finden.

Unseld's Buch wird gekauft werden, denn es zeigt uns, wie die Schwaben sind. Er lebt im Volke, von dem er uns erzählt; seine Gestalten sind keine Schemen, alles was er zu sagen weiß, ist unverfälscht.

Wir verzichten darauf, dies oder jenes als besonders wohlgerathen hervorzuheben. Alles klingt in diesem Buche echt und wird Jeden befriedigen, der Verständniß für Dialektdichtungen hat.

Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, in München.

Rothes und blaues Blut.

Von Heinrich von Reder.

Mit einer Illustration.

Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Unter diesem gegensätzlichen Titel sind zwei kurze lyrisch-epische Dichtungen zusammengefaßt, welche ihren Stoff aus der Romantik und dem Realismus der Neuzeit entnehmen und geeignet sind, den Streit zwischen beiden in friedlicher Weise zu schlichten und jeder Eigenart ihre Berechtigung zu wahren.

Die erste Erzählung behandelt die Liebe eines Falkoniers von niederer Abkunft zu einem Edelfräulein aus der Zeit, da noch die Reiherbeize zur Belustigung des Adels gehörte. Die zweite die Geschichte eines Fischermädchens am Starnberger-See, in welche Lieder über den tragischen Tod des unglücklichen Königs Ludwig eingeflochten sind.

Die gewählte Form ist einfach und kurz und entspricht somit der Richtung der Zeit, welche mit den sozialen und politischen Problemen beschäftigt, größeren Dichtungen wenig geneigt, solche leider nur ungern zur Hand nimmt. Deshalb kann diese poetische Gabe des Verfassers, durch seine „Federzeichnungen aus Wald und Hochland" und durch „Wotan's Heer" in weitern Kreisen bekannt, allen denen, die Freude für die Schönheiten der Natur, an Wald, Haide und See empfinden und an dem wechselnden Schicksal der Menschen Antheil nehmen, als eine sinnige, das Gemüth ansprechende Dichtung empfohlen werden.

Die künstlerische Beigabe ist von der Hand G. Eggena's, dessen Bilder in diesem Genre sich großer Beliebtheit erfreuen.

Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat=Conto, in München.

Studentenbeichten.

Von Otto Julius Bierbaum.

Mit einer Titelblattzeichnung von Franz Stuck.

Preis Mk. 1.50.

Realistische Schilderungen aus dem heutigen Studentenleben, das in verschiedenen Typen lebendig zur Darstellung gebracht wird, — Studentenbeichten deshalb genannt, weil die Geschichten sich zumeist als Erzählungen in Studentenbriefen geben, in studentischer Sprache, aus studentischem Empfinden heraus. So bleiben diese Studentengeschichten, die zuweilen an Mürgers „Scènes de la vie de bohème" erinnern und als deutsches Gegenstück zu dessen „Pays latin" betrachtet werden können, jener konventionellen Behandlung des deutschen Studentenlebens außerordentlich fern, die statt frischer, ungeschminkter Wahrheit ein blasses Idealbild nach der Art von Samarows „Saxoborussen" geben. Der Verfasser, selbst ehemaliger Korpsstudent, bietet wirkliche Lebensausschnitte aus den verschiedensten studentischen Kreisen; die Geschichten sind nicht erfunden, sondern beobachtet, und man merkt es ihnen an, daß sie unmittelbar, ohne Verschleierung und idealistische Verschlimmbesserung, ihrem Milieu entnommen sind.

Es ist viel Humor in dem Buche, aber Lebenshumor, nicht solcher, der den Dingen post festum angedichtet wurde; doch auch der Ernst kommt zu seinem Rechte, wie z. B. in der Leipziger Studentengeschichte „Der Negerkomiker". Außer in Leipzig spielen die Geschichten zumeist in Berlin und München.

Das Buch, dessen zeichnerische Charakteristik Franz Stuck in einem humoristischen Studentenwappen brillant gegeben hat, enthält folgende Stücke: „Letzte Musterung" (die erotische Rückschau eines Assessors); „Aus der Festung" (Briefe eines wegen Duells verurteilten Studenten); „Waschermadlhistorie" (ein studentisches „Verhältnis" in München); „Die erste Mensur" (eine parodistische Darstellung in der Art von Arno Holz und Johannes Schlaf); „Klassischer Spuk" (humoristisches Gedicht); und zwei Novellen: „Die Mondmarie" und „Der Negerkomiker".